

672 -

1

DIE FACKEL

Nr. ~~622~~ 631

MITTE JUNI 1923

XXV. JAHR

Oktober

Das österreichische Selbstgefühl

Anfang September

Alles, was sich je gegen die preußische Lebensrichtung in einem gewehrt hat, bäumt sich dennoch gegen die Zumutung auf, als »österreichisches Selbstgefühl« angesprochen zu werden. Der naturgebotene Widerwille vor allem Richtiggehenden könnte sich gar nicht ausleben, ohne des Abscheus vor einem Unwesen, das nicht einmal richtig stehen kann, sondern im günstigsten Fall nur, je nach Rasse, torkeln oder hatschen, unter allen Umständen und in jedem Momenterl habhaft zu sein. Mag man im Querschnitt des Weltruins noch so deutlich die hassenswerte Visage jenes Macher- und Aufmachertums erkennen, das österreichische Antlitz der Wurstigkeit, die sich so lange an das fremde Rückgrat angehalten hat, drängt sich doch in seiner vollen Verächtlichkeit vor und umso widerlicher in dem Fallotenstolz einer schäbigen Valuta, die dem ruinierten großen Bruder die kalte Schulter zeigt. Nichts Schmählicheres und zugleich Groteskeres hätte sich in diesem unwahrscheinlichen Europa begeben können als diese österreichische Selbstbesinnung. Mich wenigstens könnte das Entzücken der zwischen Kopenhagen und Athen ja auch hinlänglich vertierten Welt über ein Österreich, dem sie noch immer nicht die »Lustige Witwe« vergessen kann, die Affenliebe für ein Land, das die Chambres séparées besingt und sich durch die Intervention seiner Huren und Kabarettfatzken als erstes die Sympathie einer Feindeswelt errungen hat — mich könnte die



waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Großmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohltuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasenstüber, den man von Großmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Désinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausi. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Großmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

internationale Anerkennung, daß es nur ein Wien gibt, zwar mit dankbarer Befriedigung über diesen Ausnahmefall der Schöpfung erfüllen, aber keineswegs von dem Zwang befreien, beim Bekenntnis meiner Zuständigkeit schamrot zu werden. Und nun mehr denn je, wo diesem Deutschösterreich die Zurücksetzung des Deutschtums zustattenkommt und man in Gefahr ist, als Angehöriger eines Musterknabenpensionats von der Antipathie gegen jenes zu profitieren. Was könnte es Perverseres geben als eine diplomatische Weltverfugung, welche heute im Ausland den Tschechen zwar als den Vertreter einer Großmacht beglaubigt, deren nähere geographische Umstände unbekannt sind, aber als ehemaligen Teilhaber des allgemein beliebten Österreich willkommen heißt! Es soll sogar vorkommen, daß die große Welt sich bei ihm nach dem Befinden des charmanten alten Kaisers erkundigt, dessen Abdankung sie nur darum nicht erzwungen hat, weil er sie nicht erlebt hat, dessen Erinnerung sie aber doch in einem dankenswerten Zusammenhang mit Wiener Nachtlokalmusik bewahrt. Die Verlegenheit, die unsereins seit jeher vor der Welt empfindet, wird angesichts ihrer Dummheit, nicht das an diesem Wesen von einem Staat zu bemerken, was ihr das Haar sträuben würde, vermehrt: durch das Plus an mundialem Empfinden, das der geborene Antiösterreicher und wissende Österreicher vor ihr voraus hat. Man schämt sich zugleich für Österreich und für eine Welt, die nicht spürt, wie recht man hat. Kommt noch die Erniedrigung durch das Gefühl hinzu, gegen ein Deutschland ausgespielt zu werden, auf dessen Gnadenblick die Bundesbrüderschaft so lange angewiesen war, so ergibt sich eine Zwangslage, in der man es noch immer vorzieht, unter Hyänen und Schakalen zu leben als dort, wo man dergleichen für Schoßtiere hält. Ich habe die Letzten Tage einer Menschheit geschrieben, die nach ihrer Lustigen Witwe

waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Großmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefordert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstandene ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohlthuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasensstüber, den man von Großmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn enternnt hatte, die Hoffnungen nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressesment eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mänsi. Er darf nicht informirt sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in «eines der roten Hefte» die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollat rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Großmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollat und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

Harakiri gemacht hat; ich habe getan, was ich konnte, um das Grauen ihrer Zentralregion zu verewigen. Aber ich möchte bei Gott nicht mit dem Verdacht auf die Nachwelt kommen, als ob ich die Erlösung vom preußischen Militarismus mit einer Renaissance des österreichischen Feschaks, dieses Brechmittels für die widerstandsfähigsten Bewohner der Hölle, bezahlt wünschte. Der Einheitsknödel, den der neudeutsche Mann als Gesicht trägt, hat mir noch nie die Sehnsucht rege gemacht nach den Individualitäten, deren jede, zugegebenermaßen, ihren Spezialknödel hat; im Gegenteil, ich finde das andere System praktischer. Daß mir das Leben unter numerierten Larven erstrebenswerter scheint als unter den fühlenden Brüsten der österreichischen Kultur, ~~den~~ vollkommensten Zusammenbruch Deutschlands mir wie der Inbegriff der Ordnung vorkommt neben einem sanierten Pallawatsch und die Intelligenz eines Berliner Liftjungen beträchtlicher als die eines österreichischen Verkehrsministers — daran lasse ich auch nicht den leisesten Zweifel tippen und ich halte die Frage des Anschlusses nicht etwa für verfrüht, sondern geradezu für vorlaut, solange sie von den Teilnehmern eines Staatslebens aufgeworfen wird, für das zunächst und in jedem einzelnen Falle der telephonische ein Problem ist. Wohl werde ich als der einzige Wiener ungemütlich, wenn ein Preuße es unternimmt, hier scherzhafte Beobachtungen anzustellen und die Beziehungslosigkeit zu den erlebten Dingen als Überlegenheit aufzumachen, also das tut, wodurch er sich, in seiner Sprache zu reden, »hier unnütz macht«. Aber damit will ich, der die Beschmutzung seines eigenen Nestes durch Fremde und Unbefugte perhorresziert, keineswegs der Meinung verdächtig sein, daß sich der Wiener hier nützlich mache. Sein Überlegenheitsanspruch gegen Berlin, seit jeher eine Anmaßung, ist heute einfach eine Unappetitlichkeit.

1/2

1/2

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

in Erscheinung treten. Man kann von Glück sagen, wenn dieses Österreich im Kampfspiel des Friedens sich zu der alles niederwerfenden Parole bekennt: »Heute spielt der Uridil«. Doch das Bild, das jenen Henker im Triumph der Lebensfreude über seinem Opfer, flankiert von Mitgenießern, darstellt, sagt mehr aus über die Gemütsart zwischen Inn und Leitha als die Tatsache, daß hier Mozart und Beethoven geschaffen haben. Und mit seinem Appell an das österreichische Selbstgefühl, das doch in diesem Bilde zu einem gleichsam definitiven Ausdruck gelangt, hat Herr Bartsch auch dann bei mir kein Glück, wenn er auf den Vorhalt der österreichischen Battisti-Niedertracht erwidert:

Die Schändlichkeiten mit Battisti, gehören die hierher? Waren sie nicht gerade stinkender Atem jenes Staatswesens, das ausgeröchelt hat und dessen Ende ich als Anfang eines neuen, besseren Volkes begrüße?

Herr Bartsch irrt zwiefach. Denn nicht nur, daß man dann zugunsten des deutschen Wesens (an dem die Welt, wie sich nunmehr herausgestellt hat, nicht zu genesen gedenkt) einwenden könnte, daß es ja als Staatswesen gleichfalls etwas durchgemacht habe — man könnte sogar sagen, daß der Typus des lachenden Henkers mindestens so sehr nach Deutsch-Österreich zuständig ist wie nach jener Monarchie, die ihn im Weltkrieg gegen ihre Nationen mobilisiert hat. Wenn wir also auch ein herziges Staaterl geworden sind, ganz staad im Konzert der Mächte und nur noch mit der spezifischen Musik in deren Herz uns dudelnd, so dürfte uns — wenigstens auf dem Kulturniveau unter christlichsozial-großdeutschen Auspizien — kaum die innere Möglichkeit zu einer Gruppenbildung, wie sie auf jenem Bilde verherrlicht ist, abzusprechen sein. Zwar, Leichenalleen mit hängenden Tschechen, Ruthenen oder Serben, deren Gesicht von einer Tafel verdeckt ist, auf der in allen

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will darum, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unereichbarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

nicht vüll gekostet hat. Preis der Kuplets; 20 Heller, ^{1/5}
 »Volksausgabe«. Darin wird dargestellt, unter
 welchen Bedingungen — dies der Refrain — wieder
 »Frieden auf der wunderschönen Welt« ist. Nicht,
 wenn die so beschaffene Monarchie, die solchen
 Hinterlandsdreck in ihrer größten Zeit hervorgebracht,
 geduldet, bejubelt hat, Galizien und das Trentino
 hergibt, was ihr ja nach Millionopfern doch nicht
 erspart bleiben wird, sondern:

wenn man erst mit einer Nimphe
 in der Nachbar sitzt bis fünfe
 bei 'ner guten Flasche Hindenburgeff grün

Oder:

Wenn man kriegt die Auslandspässe
 Und der Held der »Freien Presse«
 Roda Roda auf dem Ring spazieren geht
 Wenn die Heldenväterbusen
 Von den Heldentaten schmüsen

Oder — nach dieser frühzeitigen Selbstbespeigung
 der Glorie — in einem noch dunkleren Gaunerjargon:

Wenn der Typ der Steeplechase
 Kriegt vor'm Ziel ein Schippel Stöße,
 Und der Szente in den Wassergraben fällt,
 Wenn man dann vom Schlag gerührt ist,
 Weil der Bucki palisiert ist

(Lohndu!)
 = spui

Und zwischen dem Rothschild, der »wieder Rind-
 fleisch sich bestellt« (was er vermutlich auch in der
 Zeit der Fleischkarte getan hat) und der Frau Pollak
 — der nächst ihr populärste Schlager dieser Kaiser-
 stadt, die es Gottseidank nur in einem Exemplar
 gegeben hat:

Wenn vom Fackel-Kraus 'ne Nummer,
 Wieder rauskommt rot wie 'n Hummer

Aber wiewohl sie doch wirklich herauskam und
 die abgrundtiefe Gemeinheit dieses Hinterlands
 ihm in die Seele, die es nicht hatte, ununter-
 brochen eingebrannt hat — ein Verfahren, das
 hier freilich nur Eindruck macht, wenn es auf die
 Zuspeis angewendet wird —: die Feinde waren

W. der hat.
 (W) my passion (?) tip . . .
 [Lohndu] = spui

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

später zumeist im Lift oder auf dem Trottoir gefallen
 sind, zusammengeschozene ~~Arme~~ ^{Armee} mit Lorbeer-
 reisern an der Sirk-Ecke vorbeiziehe, wo zahlreiche
 Offiziere sie schon den ganzen Krieg hindurch erwartet
 haben: diese Version ist neu. Auf der Rückseite des
 Friedenskuplets sind von den gleichen und andern
 Schöpfern noch als Dokumente jener glorreichen
 Zeitstimmung: »Marianka's Feldpostbrief« und »Wien
 wird bei Nacht erst schön«, zu beziehen durch alle
 Musikalienhandlungen, angekündigt. Wahrscheinlich
 durch meine Schuld mußte vier Jahre später — just
 in jener Zeit, da unser tapfres Heer in Wien den
 Einzug halten sollte, aber zum Glück auch nicht die
 Besorgnis in Erfüllung ging, daß es alles kurz und
 klein schlagen werde — das schöne Nachtleben Wiens
 mangels Kohle bereits um acht Uhr zu Ende sein.
 Auch die Kaisersemmel erschien so bald nicht wieder
 und von allen Friedenssymptomen trat eigentlich
 nur die Fackel-Nummer in Erscheinung, die sich aber
 auch schon durch die Permanenz der österreichischen
 Glorie nicht hatte abhalten lassen zu erscheinen, so
 daß sich immerhin im k. u. k. Kretin die Vorstellung
 herausbilden konnte, daß eben sie an dem Ausfall
 all der anderen Kulturgüter Schuld habe. Das
 Friedens-Kuplet wäre an und für sich bloß ein
 Dokument des österreichischen Selbstgefühls jener
 Tage; der Geist aber, der es heute zitiert und in
 Verbindung mit mir bringt, läßt wohl auf ein
 österreichisches Selbstgefühl schließen, wie es sich
 Herr Bartsch nicht schöner entwickeln könnte,
 wiewohl es doch offenbar auch von dem stinkenden
 Atem jenes Staatswesens, das ausgeröchelt hat,
 herübergeweht erscheint. Kasmader, der keinen
 bessern Zephyr kennt, verabsäumt nicht, das
 Friedenskuplet, das auf dem Titelblatt als »Saison-
 schlager« bezeichnet ist — hätten in eben jenen
 Wochen die Russen diese Funktion übernommen,
 so würde es heute höchstens 30 Heller kosten und

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

seine Erwartungen wären mit Ausnahme der letzten erfüllt —, Kasmader also verabsäumt nicht, es »Karl dem Krauslichen« zu widmen. Es ist der elementare Kurzschluß, der sich im Gehirn des Reichspostlers vollzieht, wenn es nur an den Namen »Kraus« anstößt, auch ohne die ihm wohlgefälligen Kriegsgreuel zu assoziieren. Schon als Kasmader auf der Volksschulbank neben mir saß, hat er dieses Bonmot geprägt und es seither durch alle Stadien seiner Karriere bis zum Finanzbezirks-aushilfsmonarchisten in Ehren gehalten. Jetzt ist er es seinem Kaiser schuldig und das Porto bezahlt die Zita. Er entschließt sich aber auch noch, auf einem Beiblatt, zu der folgenden Herausforderung:

Wann wirst du endlich dieses Land verlassen?

Du Gesinnungsstrolch!

Was da am Einband zwei Gabeln drinnen stecken hat, ist mir weit sympathischer wenn es auch von der Sprache noch weniger als du weiß!

Mache dich gefaßt, daß du in deinem nächsten Gemauschel von mir ein paar Zwischenrufe abkriegst. O h a.

Das muß nicht von dem außerordentlichen Satiriker sein, der seinerzeit in den ‚Wiener Stimmen‘ gesprudelt hat, sondern es handelt sich wohl um ein allen arschen Köpfen gemeinsames und geradezu obligates Pseudonym. Auch an der ‚Muskete‘ hat seinerzeit ein Geißler der Sitten mitgewirkt, welcher sich hinter diesem Capriccio von einem Namensscherz verbarg, der, wie avanciertere Leser unschwer merken werden, den glücklichen Zufall, daß der Satiriker O. H. heißt, mit der in Wien üblichen Entschuldigung des Anoder Aufstoßens zu einem kecken Einfall verknüpft. Es ist aber sicher, daß in Unkenntnis dieses Umstandes seither alle satirisch bestrebten Katholiken das Pseudonym bevorzugen, ja es scheint geradezu eine satirische Zwangshandlung vorzuliegen, und erstaunlich genug bleibt, daß daneben der nom de guerre »Bumstinazi« so wenig Zuspruch findet. Alles in allem sind diese launigen Seitensprünge

Handwritten scribbles and lines on the left margin.

Karl's
 Krasnik
 Karl's
 Karl's
 Karl's

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Folgeerscheinungen der stabilisierten Krone und des mit ihr erstarkten österreichischen Selbstgefühls, sie erklären sich unschwer aus der Atmosphäre eines von den Amtsstunden her an allerlei Schabernack mit den Parteien gewöhnten Typus und aus der kulturellen Ausstrahlung einer Ministerbank, von deren meisten Insassen ich überzeugt bin, daß sie einen unerwartet eintretenden Regen als satirisches Motiv empfinden und demgemäß mit den Worten »Ah, sie regnet!« begrüßt werden. Wie dem immer sei und wenn auch die österreichischen Minister vielleicht doch nicht so geistreich sein mögen wie sie aussehen, so ist es gleichwohl eine neckische Gegenwart, in der wir leben, und der Mann, der mir schreibt und den ich ganz gewiß noch besser kenne als er mich, wiewohl er eine Maske trägt, scheint ein Vaterland zu haben und auch Ursache, es zu lieben. Der Ochs dagegen, der »am Eintand« zwei Gabeln drinnen stecken hat, versteht zwar von der Sprache noch weniger als ich, aber er würde es anderseits auch verschmähen, von ihr in anonymen Briefen den Gebrauch zu machen, zu dem er eben noch befähigt ist, denn seine Einfalt bedeutet im Gegensatz zu der menschlichen einen moralischen Vorzug. Also kündigt der immerhin verborgene Bekenner einer guten Gesinnung mir, dem Gesinnungsstrolch, an, daß er, wenn ich als Sprecher hervortrete, mir mit Zwischenrufen aufwarten wird, und scheint nicht bedacht zu haben, daß die Ausführung Mut erfordern würde, da sie nebst den in meinem Raum unvermeidlichen Folgen doch wohl zur Agnoszierung eines der Banditen beitragen könnte, gegen deren Drohungen die Staatsanwaltschaft in meinem Fall so geringes Animo bekundet.

Selbst wenn darum das Versprechen so wenig zur Erfüllung gelangen sollte wie die Erwartungen des Friedens ~~Kuplets~~ und auch der Wunsch unerhört bliebe,

Hk

nicht zu spüren, daß ihm ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollen und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen jenen, die mir sonst jede Belastigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

wiederzuerkennen vermöchte. Denn das Volk, das zu mahnen es eingesetzt war, sei gewesen; das böse Gewissen des Österreichertums habe in der Welt der Republikaner Seipel und Funder ausgeschlagen und es sei nun hohe Zeit, daß das gute, welches da Bartsch genannt wird, zu Wort komme. Nun, wäre dieses gute Gewissen ein Künstler — in eben dem Maße als das böse nicht bloß die Fähigkeit hatte, die Bilder der Zeit an die Wand zu hängen, sondern auch zu malen —, so könnte man es mit dem Rat, zu bilden und nicht zu reden, auf seine natürliche Bestimmung verweisen, ein sanftes Ruhe-kissen zu sein. Aber da dieses zumeist nur die Zuflucht der Leute ist, die die Romane des Herrn Bartsch lesen, so kann man halt nichts machen. Er appelliert an das österreichische Selbstgefühl und ist der festen Überzeugung, daß der Wesenswert, den es bejaht, von dem »stinkendem Atem jenes Staatswesens, das ausgeröchelt hat«, unberührt sei. Und ahnt gar nicht, wie das wahre österreichische Selbstgefühl dieser Konstruktion spottet und in natürlicher Entfaltung einem einzigen Anschluß zustrebt: dem an die Vergangenheit. Der Präsident einer Republik, die ein harter Friede mit dem ganzen Verbrechen dieser Vergangenheit belastet hat, hatte neulich, bei Eröffnung der Kriegsbildergalerie des Heeresmuseums — und er beschränkt sich in solchen Fällen nicht darauf, »Es war sehr schön« zu sagen —, den sinnigen Einfall des folgenden Bekenntnisses: *ich glaube, daß der Krieg, der uns aufgedrängt wurde, trotz seines ungünstigen Ausgangs uns mit Stolz erfüllen muß.* Demnach bliebe nichts zu wünschen übrig als der Majestätsbeleidigungsparagraph, um ihn unter dem Eindruck eines solchen Diktums übertreten zu können. Aber sollte hier nicht dem österreichischen Selbstgefühl geradezu vorgeschrieben sein, sich in der Identifizierung mit jenem Staatswesen, das ausgeröchelt hat, zu betätigen?

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollen und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aussehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdanke und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der Journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blau vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Man sieht, wie verschiedene Denker es verschieden fühlen. Wie dem immer sei, Herr Bartsch hat durch seine Art, das österreichische Selbstgefühl zu wecken, von dem er glaubte, daß es einen Wert zu notieren habe, der bereits 150 Mark entsprach, also (durch den Zeitpunkt) seines Appells einiges ^{peinliche} Aufsehen erregt und man muß schon sagen, daß die Gesinnung, die sich heute des Nichtanschlusses freut und damit nicht hinter den steirischen Bergen halten kann, wirklich jene Qualität beweist, der der Herr Bartsch zur Anerkennung verhelfen will: das echte Österreicher-tum. Denn ganz abgesehen davon, daß zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend gehen und selbst heute noch nicht so viel wert sind wie einer aus der Mark, wenn er etwa Fontane heißt, befindet sich das Deutschtum, dessen Anschluß-würdigkeit nun von den Leuten erörtert wird, die es nie nach der ihren gefragt hat, augenblicklich in einer wengleich selbstverschuldeten Abwehrstellung und muß waffenlos, auf nichts gestützt als auf seine heillose Ideologie, etwas wie jenen heiligen Verteidigungskrieg führen, mit dem sein Wahn 1914 die Welt überzogen hat. Da muten denn die Versuche eines von Natur fragwürdigen Österreicher-tums, sich an der zerschmetterten Schulter zu reiben, wie eine Variante der Variante an, die ein Nestroy'scher Filou zu dem edler gearteten Genossen spricht: »Ich habe die Not mit Ihnen geteilt, es ist jetzt meine Pflicht, Sie auch in den guten Tagen nicht zu verlassen!«. Und wirken so unerquicklich wie die Selbstverteidigung, die Herr Bartsch gegen die Vorwürfe von nationaler oder antiösterreichischer Seite unternimmt:

... Ich frage: Wer hält die Grenz-wacht des Deutschtums im Süden besser? Wer dem ganzen Volke ein paar Millionen Bücher in dessen Sprache gibt und ihm ein Bild unseres Südens gab, das draußen Liebe und Achtung erregte, oder wer dies Volk verkleinert?

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir auftreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Man sieht, wie verschiedene Denker es verschieden ~~fühlen~~. Wie dem immer sei, Herr Bartsch hat durch seine Art, das österreichische Selbstgefühl zu wecken, von dem er glaubte, daß es keinen Wert zu notieren habe, der bereits 150 Mark entsprach, also hauptsächlich durch den Zeitpunkt seines Appells einiges berechnete Aufsehen erregt und man muß schon sagen, daß die Gesinnung, die sich heute des Nichtanschlusses freut und damit nicht hinter den steirischen Bergen halten kann, wirklich jene Qualität beweist, der der Herr Bartsch zur Anerkennung verhelfen will: das echte Österreichertum. Denn ganz abgesehen davon, daß zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend gehen und selbst heute noch nicht so viel wert sind wie einer aus der Mark, wenn er etwa Fontane heißt, befindet sich das Deutschtum, dessen Anschlußwürdigkeit nun von den Leuten erörtert wird, die es nie nach der ihren gefragt hat, augenblicklich in einer wengleich selbstverschuldeten Abwehrstellung und muß waffenlos, auf nichts gestützt als auf seine heillose Ideologie, etwas wie jenen heiligen Verteidigungskrieg führen, mit dem sein Wahn 1914 die Welt überzogen hat. Da muten denn die Versuche eines von Natur fragwürdigen Österreichertums, sich an der zerschmetterten Schulter zu reiben, wie eine Variante der Variante an, die ein Nestroy'scher Filou zu dem edler gearteten Genossen spricht: »Ich habe die Not mit Ihnen geteilt, es ist jetzt meine Pflicht, Sie auch in den guten Tagen nicht zu verlassen!«. Und wirken so unerquicklich wie die Selbstverteidigung, die Herr Bartsch gegen die Vorwürfe von nationaler oder antiösterreichischer Seite unternimmt:

... Ich frage: Wer hält die Grenzwacht des Deutschtums im Süden besser? Wer dem ganzen Volke ein paar Millionen Bücher in dessen Sprache gibt und ihm ein Bild unseres Südens gab, das draußen Liebe und Achtung erregte, oder wer dies Volk verkleinert?

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Er hat sich, wie man zumal hier gewahr wird, in ein Gedränge der Begriffe Volk, Staat, Deutschland, Preußen eingelassen. Ich nun hatte neulich aus einem Interview mit Herrn Bartsch dessen Erklärung übernommen, er sei ein Führer des deutschen Volkes, »unter dem zwanzig Millionen Bücher, Kinder seines Geistes, verbreitet«, und wohl die Führerschaft, aber nicht deren Begründung angezweifelt. Es war ein Versehen, in dem Zitat nicht gleich die Übertreibung »anzunageln«, die jedoch immerhin durch ein Mißverständnis des Steirers, der mit dem Führer des deutschen Volkes konversierte, zu erklären sein mochte. Nun aber beruft sich Herr Bartsch in eigener Diktion fast auf die gleiche Zahl der Kinder seines Geistes. Es wäre ein Nationalunglück — annähernd in den Maßen der Japan-Katastrophe —, wenn Herr Bartsch dem ganzen Volke auch nur »ein paar Millionen« Bücher geschenkt hätte, denn er hätte es nicht in dessen, sondern in seiner eigenen Sprache getan, die nicht davor zurückschrickt, das preußische Selbstgefühl das »ungerechtfertigste« zu nennen und »von dem« zu reden, »an dem« wir alle unausgesetzt arbeiten. Freilich scheint auch in diesem Fall das deutsche Volk, das ja solche Sprache goutiert, es sich selbst zuschreiben zu müssen. Herr Bartsch versichert, er habe keinen Grund, persönlich gereizt zu sein, und erzählt zum Beweise der Sympathie, die man ihm gerade in Deutschland entgegenbringe, eine Geschichte, die wohl alle Kriegsgreuel, die er den Preußen nachsagen könnte, in Schatten stellt:

... Ich ließ und lasse meinen Volksstamm nicht auf Kosten eines anderen heruntersetzen, der der Erde erst einmal wirkliche Gaben bieten muß.

Also Gaben, mit denen man sich wohl bei der Erde für die wirklichen Gaben der Erde revanchiert, zum Beispiel für Kartoffeln. Und etwa von der Qualität der Werke des Herrn Bartsch, zu deren Verständnis

11/7/11
Lombard

Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwache war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Er hat sich, wie man zumal hier gewahr wird, in ein Gedränge der Begriffe Volk, Staat, Deutschland, Preußen eingelassen. Ich nun hatte neulich aus einem Interview mit Herrn Bartsch dessen Erklärung übernommen, er sei ein Führer des deutschen Volkes, »unter dem zwanzig Millionen Bücher, Kinder seines Geistes, verbreitet«, und wohl die Führerschaft, aber nicht deren Begründung angezweifelt. Es war ein Versehen, in dem Zitat nicht gleich die Übertreibung »anzunageln«, die jedoch immerhin durch ein Mißverständnis des Steirers, der mit dem Führer des deutschen Volkes konvertierte, zu erklären sein mochte. Nun aber beruft sich Herr Bartsch in eigener Diktion fast auf die gleiche Zahl der Kinder seines Geistes. Es wäre ein Nationalunglück — annähernd in den Maßen der Japan-Katastrophe —, wenn Herr Bartsch dem ganzen Volke auch nur »ein paar Millionen« Bücher geschenkt hätte, denn er hätte es nicht in dessen, sondern in seiner eigenen Sprache getan, die nicht davor zurückschrickt, das preußische Selbstgefühl das »ungerechtfertigste« zu nennen und »von dem« zu reden, »an dem« wir alle unausgesetzt arbeiten. Freilich scheint auch in diesem Fall das deutsche Volk, das ja solche Sprache goutiert, es sich selbst zuschreiben zu müssen. Herr Bartsch versichert, er habe keinen Grund, persönlich gereizt zu sein, und erzählt zum Beweise der Sympathie, die man ihm gerade in Deutschland entgegenbringe, eine Geschichte, die wohl alle Kriegsgreuel, die er den Preußen nachsagen könnte, in Schatten stellt:

... Ich ließ und lasse meinen Volksstamm nicht auf Kosten eines anderen heruntersetzen, der der Erde erst einmal wirkliche Gaben bieten muß.

Also Gaben, mit denen man sich wohl bei der Erde für die wirklichen Gaben der Erde revanchiert, zum Beispiel für Kartoffeln. Und etwa von der Qualität der Werke des Herrn Bartsch, zu deren Verständnis

Handwritten notes:
~~Bartsch~~
 wichtig
 8
 V. 1. 1919 T. 1

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Maudi-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

Ostsee den Nachklang des Grolls entnahm über den Einbruch einer Gesellschaft, die mit dem undefinierbaren Jargon ihrer stets weltmittelpunkt-haften Frechheit wie die Hyksos über Land und Meer gehaust hatte. Kaum eine heilige Buche der Insel Rügen, an der dieses in all der Buntheit seiner Kontraste doch so typisch versammelte Österreichertum zwischen Hakenkreuz und Davidsstern nicht sein Wirrsal ausgetobt hätte, einig in dem Bewußtsein, auch an der Ostsee nicht untergehen zu können, und in der Erkenntnis, daß sich auf Kosten des Nachbarn billig leben läßt. In alle Rinden war es eingeschnitten, daß die Markparasiten wieder das errungen haben, was in den Jahren der eigenen Pleite von den Führern der Nation so schmerz-lich vermißt ward: das österreichische Selbstgefühl.

Und sollte sich seine Erstarkung nicht in der Wiederaufnahme der Preiskonkurrenz der dicksten Männer von Wien ausdrücken? In dem Bericht, den ein christlichsoziales Blatt, das sich »Weltblatt« nennt, über ~~das~~ Ereignis veröffentlicht? Mit dem wir, unserer Eigenart bewußt, uns getrost neben allgemein deutschen Angelegenheiten wie die Ruhr-katastrophelassen lassen konnten. Zwar berührt es noch immer als ein Zeichen von Niedergang, wenn man bedenkt, daß 1913 ein Gastwirt 222 Kilogramm wog, während jetzt ein Pferdehändler schon mit 156 Kilo Sieger werden konnte. Aber dafür muß doch wieder die durch den Krieg bewirkte Unter-ernährung berücksichtigt werden und es ist jedenfalls erfreulich, daß das Wiener Bürgertum sich wieder so seinen Idealen in deren vollem Umfang bekehnt, so daß das »Weltblatt« bei Betrachtung des Wiener Horizonts, dort, wo er zwischen 158 und 165 Zenti-meter ~~weit~~ ist, sich der gustösen Anspielung nicht enthalten konnte, vom »Backhendelfriedhof« eines Christlichsozialen Stadtrats zu ~~nennen~~. Und wenn wir gar von den Orgien dieser Fleischeslust den

22 in
1/2
H

H, m
g

— auf

H

H/prop

mitwirkenden

Zusatz
aufgrund

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Blick zu jenen andern wenden, deren Veranstaltung mit nicht geringerer Detailkunst der Polizeibericht verzeichnet, so müssen wir sagen, daß auch hier das österreichische Selbstgefühl wieder sein altes Betätigungsfeld erobert hat: das der »Razzien« in Lasterhöhlen und Sündenpfuhle, wo es bei weitem anständiger zugeht als in den meisten Familienhäusern der Umgebung. Es genießt wieder den Triumph der Einmischung einer Amtshandlung in Dinge, die die Polizei eben das angehen, was durch die kriminalistische Auffassung der Sexualsphäre entsteht: einen Dreck. Der Humor der Battisti-Gruppe kommt auch im Halali der Prostituiertenjagd zur Geltung; in den Generalstabsberichten nach dem Sieg über »die abgeschaffte Steffi und die fesche Gretel« nebst Umzinglung einer Kupplerin, in den animierten Schilderungen der Gelegenheit und der Beute, die hundertmal bedenklicher sind als die Tätigkeit des Feindes. In der Sensationsfütterung der ehrlosesten Presse, die unter dem Vorwand der moralischen Entrüstung ihren Lesern die ihnen entgangenen Voyeurfreuden annähernd zu ersetzen sucht. Doch mit nicht geringerer Deutlichkeit und ohne den Rädelsführern dieser Schaustellungen die Beruhigung zu lassen, daß es sich um ein »Paradoxon« handle, sei ihnen gesagt, daß ich von allen Erektionen des österreichischen Selbstgefühls diese da für den weitaus ärgerlichsten Versuch mit untauglichen Mitteln halte, daß es viel dringender wäre, den § 26 des Preßgesetzes als den § 129 des Strafgesetzes durchzuführen, daß das Anständigste, was hier Ausländer unternehmen, die Teilnahme an lesbischen Unterhaltungen sein dürfte, und daß diese selbst weitaus sittlicher und natürlicher sind als die Anwesenheit des Justizministers und des Polizeipräsidenten bei Dinern, die inländische Finanzjuden zu Ehren amerikanischer veranstalten, um das österreichische Selbstgefühl hochleben zu lassen.

/ st
 - 8
 T. d. m. d.
 - f. m.
 /;
 / d. (4. u. 2)
 - k. m. p. h.
 H. v
 H. v
 f. H. u

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Ja, erleben wir nicht die Symptome seiner Erstarkung in allen Manifestationen und Bekenntnissen dieses Bürgersinns. In der wahlbereiten Einigung aller Staatsbetrüger und Volkswürger auf diese Mittelmäßigkeit von einem Allerweltpriester und Gefilmten des Herrn; in dieser Gemeinbürgerschaft eines durch die Bank korrumpierten Christentums und einer sanierten Kille; in der Fetierung der Judenfresser beim Judenfressen; in der Anbetung des goldenen Kalbes und der Jeritza; in der Proskynesis der Staatsgewalt vor der Presse, in allen Bestrebungen des Hasses gegen die kapitalsgefährliche Armut und in dem unverhüllten Drange, wieder dorthin zu gelangen, hinter den Wendepunkt zurück, wo es der Frechheit möglich wäre, so unerbittlich mit jener zu verfahren, wie sie — unwiederbringlich unbegreifliches Versäumnis! — großmütig die zitternde Ohnmacht der Geldherrscher pardonierte. Erleben wir nicht die Symptome der Erstarkung eines österreichischen Selbstgefühls, das nie dem lebendigen Bewußtsein eines Volkes mit ganz andern als nationalen Sorgen, sondern immer nur der Angst der Herrschenden vor diesem Volk entstammt, erleben wir sie nicht stündlich an unsern Nerven? Für die meinen empfinde ich als das eindringlichste das Erlebnis, wieder den »Fußmarsch« hören zu können. Den Fußmarsch? Selbst wer ihn erlitten hat und nun wieder erleidet, dürfte nicht wissen, was der Fußmarsch ist. Er wird nicht unternommen, sondern erlitten; denn er ist eigentlich der Marsch zu einem Fußmarsch. Man ist aufgewachsen, indem man sich unter dem Alpdruck der k. u. k. Monarchie, eingedenk der Lorbeerreiser, schlafen legte, aber rechtzeitig geweckt wurde, um dieser für den ganzen Tag eingedenk zu sein, und zwar durch den Fußmarsch. Es war die Zeit, wo — schon lange bevor der Mensch von Metzgern gemustert ward — das Leben unter den Begriff einer Tauglichkeit gestellt war, jedoch

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollen und nur aufreiden konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aussehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belastigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der Journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die Journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Handwritten note:
 L. Meyer
 Gm
 10

nicht der für sittliche und geistige Aufgaben, sondern für die unsittlichste und ungeistigste: von einem Klachel für den Zwang abgerichtet zu werden, dereinst eines unnatürlichen Todes zu sterben, nämlich für den Kaiser. Aber ganz abgesehen von der Infamie der Zumutung, seinen Leib irgendwelchen staatsmännischen Gelüsten, die abzuwenden oder abzuwehren man keine Macht hatte, zur Verfügung stellen zu sollen — tausendmal schimpflicher als die von derselben Staatsbürgermoral verpönte Hingabe des Frauenkörpers —, lastete auf allem Leben der Druck einer sozial bevorrechteten Klasse, deren Angehörige für den offenbaren Mangel intellektueller Gaben von der Natur durch eine Hypertrophie der Drüse, die das Ehrgefühl absondert, entschädigt waren, weshalb man ihnen sowohl auf dem Trottoir wie in öffentlichen Lokalen auswich. Sie waren durch eine bunte Verkleidung, allerlei Schnüre und einen Säbel kenntlich gemacht und man konnte nie wissen, was sie mit diesem, der wohl im Ernstfall dazu dienen sollte, gegen Fliegerangriffe und giftige Gase gezogen zu werden, unternehmen würden. Die Atmosphäre wurde immer bedenklich, wenn solch ein von Natur, eben wegen jener Drüse, zu Gewalttätigkeiten neigendes Pupperl, an der Seite eines mehr hingebenden, den Raum betrat. Dergleichen war imstande, in einem sogenannten Vergnügungslokal, wo beim Gotterhalte die Toilettefrau Habtacht stand, auf Disziplin zu schauen, selbst wenn schon die dritte Champagnerflasche in Trümmer gegangen war, worauf die Kapelle mit der Bestätigung, daß wir vom k. u. k. Infanterieregiment Nr. so und soviel sind, regelmäßig einfiel. Außen sahen sie, wenn ein Haufe von ihnen an der Korsoecke lungerte, um vorübergehende Zivilistinnen auf ihre Tauglichkeit zu mustern, oder wenn sie sonst in Gruppen auftraten, wie das Corps de ballet der Vaterlandsverteidigung aus. Aber als ich einmal vom Fenster mitänschen mußte, wie so einer

*Wurden aus
Querspalen
herv.*

B

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

einen Kutscher, der ihm das Trottoir verstellte (Ehrennotwehr), kampfunfähig machte, und als ich freiwilliger Zeuge vor dem Auditoriat, hauptsächlich darüber befragt ward, ob der Herr Kamerad selbst auf dem Boden gelegen sei, in welchem Fall er erst den »Offizierscharakter« eingebüßt hätte (was Gott eben verhüten sollte) — da erkannte ich, wozu diese Monstren im Frieden auf der Welt seien, ehe sie berufen wären, ihre Tapferkeit vor dem Feind an dem Untergebenen zu beweisen. Ich hatte kurz zuvor von demselben Fenster das Erlebnis, daß auf demselben Purgersteig ein Hausmeister eine Prostituierte mit einer Peitsche vorwärtstrieb (Stäupung einer Hübschlerin wegen Ärgerauß) und konnte somit in kurzer Zeit und knappem Überblick die Entwicklung vom Mittelalter zur Gegenwart sowie die Grenzen der Mannheit durchmessen, ohne aber in der Polizeiwachstube mehr Verständnis für meine Anschauung zu finden als im Militärauditoriat. Wie andere Geister von der Lehre Kants ihre Richtung empfangen, andere wieder zu Füßen Keyserlings gesessen sind, um eine Weltanschauung zu erwerben, so wurde meine Entwicklung von jenen beiden Erlebnissen entscheidend beeinflusst und ich glaube wohl, daß ohne sie weder »Sittlichkeit und Kriminalität« noch »Die letzten Tage der Menschheit« entstanden wären. Was sich mir aber im Chok des Anblicks jenes Bewaffneten, der von dem blutüberströmten Unbewaffneten nicht abließ, unverlierbar einprägte, das war die Wahrnehmung, daß die ehrlose Welt sich ein Übermaß von Ersatzehre zugelegt hat, um sich das Leben, das ihr die Technik zu leicht machen würde, gebührend zu erschweren. Man war den Überraschungen des militärischen Ehrbegriffs preisgegeben, der ebenso auf die Verletzung zu lauern scheint, um sich durch die Wiederherstellung zu beweisen, wie die nationale Ehre und das religiöse Empfinden, alles

1/2

/

A

P

Z

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdanke und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Entschädigungen für Sklaverei und Armut im Geiste, alles ideelle Güter, die erst durch ihre Verkürzung den wahren Besitz zu garantieren scheinen. Von ~~all diesen~~ Erfindungen, das Leben zugleich zu verzieren und zu belästigen, war wohl die militärische durch die stupidisierende Wirkung, die nebst der Lebensgefahr von ihr ausging, die weitaus unerträglichste; in ihr schienen Ausbau und Vertiefung der Welt zum Irrenhaus bis zu dem Punkte erreicht, daß man oft Mühe hatte, die Geste, mit der die Teilnehmer die Hand an die Stirn führten, als Gruß oder Ausdruck der Ergebenheit zu erkennen, und daß während des Weltkrieges, wo doch so ziemlich alle in Teilnehmer verwandelt waren und alle ein Vorrecht der Ehre voreinander voraus hatten, von der Zeit, die auf das gegenseitige Salutieren verwendet wurde, keine übrigblieb, ihn zu gewinnen, und so die einzige Ehre, die sie noch hatten, den armen Narren in Verlust geriet, damit nach all dem Aufwand von falscher Ehre der Satan einer Menschheit die wahre erweise: die letzte. Nun sollte man wohl meinen, daß kein größeres Glück denkbar wäre in einer Zeit, in der die Krone noch so tief fallen könnte, wenn nur die Krone, die dies und alles andere ermöglicht hat, nicht mehr stabil ist, kein größeres Glück als das Bewußtsein, daß jene farbigen Gespenster aus unserem Gesichtskreis, ja fast schon aus unserer Vorstellung verschwunden sind. Wir haben eine kleine Wehrmacht, die ohne Anspruch auf pathetische Umschweife und keiner Lorbeerreiser eingedenk, berufen ist, den Schutz der durch die größere Wehrmacht verengten Grenzen auszuüben, ein paar Soldatenschinder aus der guten alten Zeit haben sich in sie hinübergerettet, aber im übrigen ist mit den Opfern der Wirksamkeit auch die Erinnerung an den Beruf begraben. Wohl ernten dessen Träger vielfach Mitleid, weil sie, das natürliche Risiko der eigenen Wahl tragend, durch die

~~Handwritten mark~~
Handwritten mark

Handwritten mark

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das würden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Entwicklung der Dinge genötigt waren, sich in nützlicheren Berufen umzutun, doch ihre Gesamttätigkeit erscheint in den Annalen hinreichend durch die Erkenntnis gewürdigt, daß man nicht generalisieren darf (derf man denn das?). Ein höheres Hochgefühl, als sich täglich beim Erwachen zu sagen, daß wir wenigstens keinen obersten Kriegsherrn mehr haben und infolgedessen auch nicht die andern Herren, die seinen Rock tragen würden, könnte es selbst in der sichern Erwartung des täglichen Jammers nicht geben. Was hat uns in Zeiten, wo wir diese Herren hatten, aus dem Schlaf gerissen und mit der Gewißheit überrumpelt, daß wir sie haben? Wenigstens jene von uns, deren Fenster auf eine Straße gehen, durch die unausgeschlafene Infanteristen, hinter ihnen ein berittener Antreiber, zum nichtigsten Tagwerk getrieben wurden? Der Fußmarsch. Und was reißt mich, heute, da durch den Busen unseres Ministers für Heerwesen, der sich für einen Kriegsminister hält, die Nostalgie nach den Kinkerlitzchen und den Geräuschen der alten Glorie schleicht wie sonst nur der Bolschewismus — was reißt mich nun wieder aus dem kaum errungenen, von ganz und gar vaterlandsloser Geistesarbeit verdienten Halbschlaf? Der Fußmarsch.

Ta tara ra ta ta ta taa
 ta tara ra ta ta ta taa
 ta ta tararara ra ta taa
 ta tara ra ta ta a —
 ta tara ra ta ta ta taa
 ta tara ra ta ta ta taa

Lz

So ungefähr. Kennt man es nun? Die Melodie hat den Reiz, daß der Trompeter, selbst wenn ihm ein Ton ausrutscht, sie gar nicht verfehlen kann. Es ist die heftigste Verdauungsbeschwerde, mit der die Großmutter des Teufels auf Salvators Dörrgemüse reagiert. Das höllische Ohr, das im Lande

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Mozarts und Beethovens den Ton erlauscht und als ermunterndes Signal für totmüde Fußtruppen bewahrt hat — welchem Menschen von Fleisch, Blut und Nerven hat es gehört? Er war ein Genie der Formung des entgeltigen akustischen Ausdrucks für Österreich, dem nicht, wie der Hermann Bahr wähnt, das Barock, sondern der Fußmarsch wie angegossen sitzt. Alles klingt und schwingt darin, was uns, die wir in die Welt Nowotnys von Eichensieg geboren wurden, von solcher Geburt an verhaßt ist: es ist die Symphonie der Musterungen, das hohe Lied des Einrückendgemachtwerdens, die Rhapsodie der Scherereien, der böse neckende Kretin, der nicht so will wie wir wollen und uns gerade dabei erwischt — er ist schon wieder da, sein Rhythmus ist es. Es geht zurück bis auf »Vatter, Vatter leih mr d' Scher«. Es ist die ~~voll~~ Bereitschaft darin, fremden Schaden durch die eigene Wurstigkeit gutzumachen. Ich höre den Text etwa so:

Wärst net auffigstiegen, schmecks,
 nacher wärst net abigfalln.
 Hast dir 's selber zuzuschreiben,
 wirst scho sehn, uje!
 Mir is eh scho alles wurscht,
 ja da kann man halt nix machen.

Die letzte Zeile ad libitum auch: Ihr könnt's alle gern mich haben. Dieser letzte Seufzer einer Gemütsverfassung, die sich und alles gehen läßt, ist noch dazu der Inbegriff aller österreichischen Staats- und Kriegsführung, deren Durchhalten das Fortwurschteln war, ist das sich selbst gestellte Ultimatum. Ich glaube, der Erzherzog Friedrich hat es in jüngeren Jahren, als er noch geistig regsamer war, ersonnen und mit einem Finger auf dem Klavier fixiert; vielleicht als er schon die Richtlinien für einen blutigen Pallawatsch ausarbeitete; ta^rrara ra ta ta taa, es ist auch, wenn

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

man will, ^{etwas} Schadenfreude über bevorstehende Hinrichtungen darin enthalten: Bumsti, wieder aner hin! Und ich kann mich, wenn es mich nun am Morgen ~~eines~~ neuen Tages überfällt, der Vision nicht erwehren, daß mich das österreichische Antlitz anfeixt wie eh und je, aber mehr schon als dessen altgedientes, erbgessesenes Gegenteil, freilich auch dieses am Kinn ausrasiert und von Kotellets umsäumt, / Ich erwachte neulich kaum entschlafen, / unter diesem Alpdruck, fand sofort die Verbindung mit dem akustischen Ursprung und rief durch das rasch geöffnete Fenster ein Kuschi zur Antwort, schallender und herzlicher als je ein Treueid nach der Musterung. Nun stelle man sich vor, daß eine Sehnsucht am Werke ist, uns die Welt, die hinter diesen Klängen wohnt, wiederzuerfinden, zu erhalten, Wir haben wieder den Fußmarsch. Wir haben, was wir schon verloren glaubten. Wir haben das österreichische Selbstgefühl.

Kaum entpuppt, ^{amuge j} ^{mit} ^{Sich} ^{Kaum} ^{l.}

Herr

1. 2.

H. S. der j
entschlafen müßte,

Ji
~~~~~

Hobner

F

H

/.  
L. S. TK

1. ±

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten: Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation



nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Drückerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

— 00 —

Ansprache an die Presse, die er die Artillerie der Gedanken nannte und mit der er ein inniges Zusammenarbeiten wünsche. Er brachte ein Heil auf die Presse aus.

... sang mit ihrer klangvollen Stimme eine Arie und das Liéd »Der Lenz ist da« und dann ging die bunte Vortragsfolge weiter: ... trug Humoristisches vor, ... spielte Variationen von Beethoven, ... sprach markige Worte über Kunst, Leben und Volkstum, ... kam in einigen Liedern mit seinem mächtigen Organ zur Geltung, Sepp ... erheiterte mit einem humorvollen Dialektgedicht die Zuhörer, Nationalbankdirektor Hirth rezitierte gehaltvolle Satiren, ... bemeisterte das Klavier, ... deklamierte ein ernstes nationales Gedicht und Oberrechnungsrat ... zwei ernste Gedichte (»Tirol« und »International«), ... sang mit sympathischer weicher Sopranstimme das Gebet der Elisabeth aus »Tannhäuser« und Sepp ... schloß den Reigen mit dem humorvollen Gedicht »M'Loisli's Liacht ausgong«.

Der Abend war künstlerisch genußreich. Die Bahnhofrestauration Moser hatte sich auch der Presseveranstaltung angepaßt und eine Speisekarte zusammengestellt, auf der »Schillerlocken«, »Mozartkugeln«, »Markartbraten« usw. zu lesen waren.

Der Bruder Wilram hat viel versäumt.

\* \* \*

### Bruder Wilram

fehlt nicht bei allen Festen. So hat er sich zur Feier des 30. Jahrestages der Gründung der »Reichspost«, der dieses Ereignis auch Gelegenheit bot, zugleich dem Allgemeinen österreichischen Katholikentag zu huldigen und sich auf Kosten der Wiener Judenbanken hoch leben zu lassen, mit einem »Gruß« eingestellt. Neben ~~Herrn~~ Kernstock der draufgängerischste Seelsorger und blutigste Dilettant der Weltkriegslyrik, kann er nun nach vollbrachtem Werk über die Atmosphäre, deren Wohlgeruch ihn einst begeistert hat, wie folgt urteilen:

Unter uns der Schrecken des Krieges ging,  
Über uns eine blutige Wolke hing  
Blitzschwangerer, donnernder Schlachten;  
Verderbnis vergaste der Menschheit Trift,  
Und es stahl sich der Selbstsucht ätzend Gift  
In all unser Sinnen und Trachten.

Unter uns gesagt, er hat recht. Und nun nimmt er sich nicht einmal das Festblatt, auf dem vorn seine Dichtung steht, vor den Mund, um der »Reichspost« das Folgende quasi ins Gesicht zu sagen:

45

H. J. ...

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation



Da sank unseres Volkstums herrliche Zier;  
 Genuß, Gewinnsucht und Wuchergier —  
 Im Wildwuchs ekliger Triebe —

habe alles, was gut und edel war, erstickt und für immerdar  
 seien erloschen die Sterne, die Sterne der Liebe. Nun muß man  
 aber doch sagen, daß es nicht christlich ist, zuerst bei jüdischen  
 Bankdirektoren schnorren zu gehen und ihnen dann, wenn sie  
 ihr Scherflein für die katholische Sache beigetragen haben,  
 ausgerechnet als Vorwort zu dem Katalog ihrer ganzseitigen  
 Annoncen zurufen zu lassen, und zwar mit dem Anschluß an  
 ihre Stirnen:

Hilfen

Die Gewissen tot — erdrosselt das Recht —  
 Und der Taumel gebar ein neu Geschlecht  
 Von Schiebern und Prassern und Dirnen.

Mehr als das, ein Gebet anzuschließen:

O, Herr im Himmel! nur einen Blitz  
 Sende nieder aus deinem Wolkensitz,  
 Zu zerreißen die schwarzen Schwaden!

(Und zwar im Hinblick auf seiner Güte Gnaden.) Dem Gebet  
 wird sogleich Erfüllung: neues Leben, gesund und stark, durch-  
 rieselt des Volkes Mark, durchsickert die Lauen mit frischem  
 Saft und stählt der Mutlosen lahme Kraft und zwar mit des  
 Hochsinns heiligen Gluten, was alles geschieht, um zu wecken  
 die Keime des Guten. Wie ist dieses Wunder vollbracht worden?

Es tagt, was in Dämmer und Dunkel lag,  
 Nun ist, nun ist — Katholikentag!

Der die Überraschung vorbereitende Gedankenstrich ist von  
 Bruder Wilram. Was uns da aber enthüllt wird, widerlegt  
 deutlich die Vermutung, daß unter den schwarzen Schwaden  
 seine Gesinnungsgenossen gemeint sein möchten. Im Gegenteil  
 wird es nun mit der Helligkeit, die durch die Veranstaltung  
 des Katholikentages in die Welt kommt, auch ganz klar, daß  
 der Dichter die Kreise der jüdischen Schieber treffen wollte,  
 die zur Erhöhung der Festlichkeit so viel beigetragen hatten.  
 Aus diesem Grunde soll nun zwischen diesen Kreisen und der  
 Reichspost eine gewisse Entfremdung platzgegriffen haben, da  
 man nicht mit Unrecht meinte, daß ein katholischer Priester,  
 der im Kriege das Seine getan hatte, sich nachher etwas Maß

Frei von mir,  
 Bruder

Hilfen

Hilfen

L. H. W.

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

29  
 (auferlegen könnte. In einer Bankenkonzferenz soll große Erregung geherrscht haben und es wurden Stimmen laut, daß zum nächsten Katholikentag oder wenn die Reichspost fünfzig Jahre alt werden sollte, kein einziges Inserat gegeben würde, weil man es nicht nötig habe, sich für sein Geld noch von dem Gallach frotzeln zu lassen.

T. v. S. v. S.

### Die steirische Nachtigall

Viele seiner Freunde werden es nicht glauben wollen, daß heute die »steirische Nachtigall«, der liederfrohe deutsche Priester Ottokar Kernstock auf der verträumten Festenburg seinen 75. Geburtstag feiert. Die Vögel in diesem stillen Dichterparadies müssen schier noch süßer singen, die Sonne noch leuchtender auf Wald und Wiesen herabstrahlen, wenn der greise Burgpfarrer, der das Lob seiner schönen Heimat begeistert predigte, sein Jubelfest begeht.

Aber selbstverständlich! Die Vögel haben sich ordentlich zusammengenommen und die Sonne ließ sich nicht spotten.

... Wenn er seinem Volke nichts anderes geschenkt hätte als sein frommes, kraftvolles Gebet »Sankt Michel, salva nos!«, das in Lafites Vertonung zum Trost- und Trutzlied der Deutschen Österreichs wurde, so wäre seinem Namen ewiges Gedächtnis gesichert.

Kommt da nicht vielleicht die fromme und kraftvolle Strophe vor:

Da winkte Gott — der Rächer kam,  
 Das Racheschwert zu zücken  
 Und, was dem Schwert entrann, im Schlamm  
 Der Sümpfe zu ersticken?

Nun und die tiefgefühlte Aufforderung an die steirischen Holzer, mit Büchsenkolben die Serbenbrut gut zu holzen, an die steirischen Jäger, den russischen Zottelbären glatt aufs Blatt zu treffen, und zumal an die steirischen Winzer, fein aus Welschlandfrüchtchen blutroten Wein zu pressen — das ist vielleicht nichts? Seit es die steirischen Nachtigallen zum erstenmal gehört, haben sie es sich in den Kopf gesetzt, nur noch Kernstock heißen zu wollen. Den Herrn Seipel jedoch, der zu den Welschen gewallfahrtet ist, um ihnen Österreich zum Selbstkostenpreis anzubieten, hat es nicht gehindert, das folgende Schriftstück zu verfassen und veröffentlichen zu lassen:

Es ist mir ein wahres Herzensbedürfnis, Euer Hochwürden anläßlich der Feier Ihres 75. Geburtsfestes auf das innigste zu beglück-

108

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

wünschen. Selten war es einem katholischen Priester deutschen Stammes vergönnt, sein Volkstum mit den köstlichen Geschenken eines schier unerschöpflichen Dichtergeistes in so reichem Maße zu beschenken. Ich und unzählige Verehrer Euer Hochwürden haben Ihre kraftvolle, aus der Tiefe deutschen Gemütes entspringende Poesie allezeit als eine beseligende Bejahung der ureigenen Stimmung empfunden, für die unser verehrter österreichischer Landsmann stets einzig schöne Worte zu finden wußte. So sind Euer Hochwürden innig mit unserem Volksleben verbunden und Ihre körperliche und geistige Rüstigkeit wird uns mit des Allmächtigen Hilfe noch viele Jahre zu dem heutigen Jubilar auf der Festenburg in dankbarer Verehrung aufblicken lassen. f

30

1/4

Und es will mich schier bedünken, daß dem blutigen Ruin, den die eine Hochwürden verklärt hat, durchaus die Sanierung der andern entspricht.

Die Reichspost

für Herren

für Damen

»Wir sind und bleiben christlich-sozial!«

Der größte Schlager für Frauen!

-----  
Dieses Sr. Exz. dem Herrn Bundeskanzler gewidmete Lied müssen alle Christlichsozialen kennen!

-----  
Bettuch-Leinen, ohne Naht . . . . 14.200

Der erste Transvestit in Wien

(Fräulein Mann.) In der Kärntnerstraße gab es Donnerstag nacht ein Aufsehen. Um die erste Morgenstunde sammelten sich um eine elegant gekleidete Blondine mit duftigem weißem Kleid, schwarzem Tüllhut, durchbrochenen Strümpfen mehrere gewerbsmäßig in der Kärntnerstraße promenierende Mädchen an und kicherten und lachten. Ein Wachebeamter trat auf die Gruppe zu. Es stellte sich heraus, daß die weißgekleidete Schöne mit dem rosigen Teint ein zwanzigjähriger Mann war. Er wurde wegen der Verkleidung und wegen des Ärgernisses, das die Szene erregt hatte, arretiert. Er gab an, er habe sich bloß einen Spaß machen und in der Verkleidung seine Geliebte in einem Stadtcafé besuchen wollen. Die Maskerade habe er mit den Kleidern seiner von Wien abwesenden Mutter gemacht. Er wurde mit vier Tagen Arrest bestraft.

Also nicht einmal ein richtiggehender Transvestit und gleichwohl Aufsehen und Ärgernis. Man denke an die Friedrich-

+ Annoy

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam und will dartin, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabögeln, Lyriker und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreihen wollten und nur aufreihen konnten und die im Zusammenprall mit mir das würden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unreifebarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwarze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es der Journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die Journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

3/ straße, wo man die Männer überhaupt nur daran erkennt, daß sie Frauenkleider tragen, und selbst da noch im Ungewissen tappt. Aber warum Ärgernis in einer Welt, in der doch so wenige, die Hosen anhaben, Männer sind und wo Leute, die eine Soutane tragen, die Staatsgeschäfte führen?

### Eine Spezialität

111 / Er entschuldigte sein späteres Erscheinen damit, daß er in Wien vorher noch eine Predigt halten mußte, und fuhr fort: Es ist eine merkwürdige Sache in Österreich, daß man da einen Bundeskanzler hat, der bald in der Kirche eine Predigt und bald auf einem Platz oder in einem Gasthause eine Versammlungsrede hält. Man sagt zwar im allgemeinen, daß es nicht gut sei, wenn jemand so verschiedene Dinge nebeneinander tue. Aber wie es in dieser Beziehung bei uns ausschaut, muß ich ihrer Beurteilung überlassen. 17

### Aus dem Neandertal

... In der Verhandlung vor dem Bezirksgericht Favoriten gab der Angeklagte an, daß er nach reiflicher Überlegung zu der Überzeugung gekommen sei, daß das Mädchen nicht zu ihm passe. Er habe sich abgestoßen gefühlt von ihrem Charakter und von ihrer zu schnellen Hingabe. — Der Richter Landesgerichtsrat Dr. Donau sprach den Angeklagten frei und erklärte: Es widerspricht dem sittlichen Empfinden, daß sich eine Frauensperson nach zweitägiger Bekanntschaft bereit erklärt, mit einem Manne ein Stundenhotel zu besuchen, und zwar nur deshalb, weil er ihr verspricht, sie als Belohnung hiefür zu heiraten. ... Das Mädchen, vorausgesetzt, daß es ein anständiges Mädchen ist, mußte erkennen, daß das Eheversprechen nach zweitägiger Bekanntschaft nicht ernst gemeint sein könne und nur den Zweck hatte, die Hingabe herbeizuführen. Unter diesen Umständen erachtet das Gericht den Tatbestand der Verführung nicht für gegeben, zumal da es der Überzeugung ist, daß sich ein anständiges Mädchen auch im Falle einer Heiratsaussicht einem Manne nach zweitägiger Bekanntschaft nicht hingibt.

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Ubriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu tächen und sich für die Unreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation



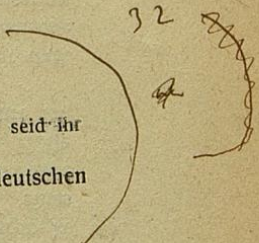
### Ein Hakenkreuzlerplakat

warnte:

Arische Mädchen!

Von dem Tage an, da ihr diesen Lüstlingen verfällt, seid ihr für euer deutsches Volk verloren.

Was die deutsche Sitte betrifft. In den Belangen der deutschen Sprache dürftet sie kaum mehr zu verderben sein.



### Hatte jener auch dieses reiflich erwogen?

Neulich stritt der neunjährige Ziehsohn eines Bauern in Schäßfern in Steiermark mit dem dreijährigen Sohn der Magd des Bauern. Da nahm der Neunjährige einen Revolver aus einem Bett, in dem die Waffe unter einem Strohsack verahrt war, und schoß dem Dreijährigen ins rechte Auge. Das Projekt durchschlug das Hinterhaupt, so daß das Kind nach einigen Minuten starb.

August 1923. Er ist auf den Tag neun Jahre alt. Als Berchtold das Ultimatum sandte, kam ein Mörder zur Welt.

### Es kann kein Zufall sein

sagte der k. k. Ministerpräsident a. D. Heinrich Graf Clam-Martinic, als er den »Politischen Osterglauben eines Altösterreichers« in der auch sonst leseuswerten Zeitschrift »Das neue Reich« bekannte, sondern ich erblicke darin ein höheres Walten, daß der Knabe, der einst — so Gott will — das Erbe seiner Väter antreten wird, ein so gottbegnadetes Kind von hoher Intelligenz und goldenem Herzen ist. Dagegen muß es der pure Zufall gewesen sein, daß die ausgewachsenen Ministerpräsidenten, die das alte Österreich gehabt hat, zumeist dieser Gaben entbehrt haben.

### Es braucht wohl oft ein Zeitl

wie der Tiroler sagt tröstet in derselben Zeitschrift der P. Maurus Carnot, bis wir wieder so weit sind, und benützt die Gelegenheit, Wilson einen Weiterzgauner und Voltaire den größten Schurken zu nennen, während die Prinzessin Stephanie Lonyay, die bekannte Aphoristikerin, den Tod des Kaisers Karl auf »Not, Hunger und Elend« zurückführt. Und was dergleichen Zeitvertreib mehr ist.

*Handwritten notes and signatures at the bottom of the page, including names like 'Maurus Carnot' and 'Stephanie Lonyay'.*

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mit die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmeiflinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreihen wollten und nur aufreihen konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unreinebarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachsliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdanke und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erraßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der ganz Mittelurtopa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blau vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

## Glossen

### Gut gegeben

Der schreckliche Schönflug stellt in der ‚Reichspost‘ einen an die Luft geklebten Sozialisten dar, dem ein nicht minder verhatschter Wilhelm Tell von oben herab die Worte zuruft:

›Weißt, lieber Dr. Deutsch, ein kleiner Unterschied ist schon noch zwischen uns: Ich habe meinen Eid, den Rütlichswur gehalten.‹

Gut gegeben. Und zwar soll damit gesagt sein, daß der ehemalige Staatssekretär für Heerwesen, der sich in einem Buch zur Vorbereitung der Revolution bekannt hat, seinen dem Hause Habsburg geleisteten Offizierseid nicht gehalten habe. Was aber tut Gott, bei dem jener sowohl als der Rütlichswur geschworen wurde? Daß dieser nicht gerade ein Treueid für Habsburg war und vor allem: daß der Wilhelm Tell gar nicht dabei war, als er geschworen wurde!

Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

Sonst stimmt aber alles bis auf die Maße, in denen die Figuren des urkomischen Bildes gehalten sind. Mit einem Wort, es ist alles so verbogen wie der Gegenstand der Beschwerde des Stauffacher:

Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,  
Da er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog.

Die Anziehungskraft der Rütlichzene auf die Reichspost ist mit Ausnahme der Versicherung Melchthals, daß er/das Kreuzlein erkenne, unbegreiflich. Sonst werden dort durchaus Worte gesprochen, die eher eine Schweizer Dolchstoßlegende zu stützen scheinen:

Recht und Gerechtigkeit  
Erwartet nicht vom Kaiser! Helft euch selbst!

Oder kann es der Reichspost sympathisch sein, wenn der/ein Verräter/genannt wird, der da/rät, zu Österreich zu schwören?



nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

»Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,  
Wer von Ergebung spricht an Österreich!«

»So sei 's! Wer von Ergebung spricht an Östreich,  
Soll rechtlos sein und aller Ehren bar,  
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.«

Die hohle Gasse entwickelt sich somit immer mehr zur Scheißgasse. Das ist Funders Geschoß. Vom Rütli würde er sich ferngehalten haben/wie aus ganz andern Gründen der Tell. Zwei hätten gefehlt. Alle andern hätte der Schönplugg als anwesend verzeichnet.

\* \* \*

### Die Diesbezüglichen

Die Polizeikorrespondenz meldet:

Die Erhebungen des Wiener Sicherheitsbureaus sind unter der Leitung des Hofrates Wahl und des Polizeikommissärs Maurer nunmehr so weit vorgeschritten, daß gestern abend die Wiener Staatsanwaltschaft von dem bisherigen Ergebnis in Kenntnis gesetzt und auch bezüglich eines Teiles der angehaltenen jugendlichen Personen, die bezüglich des Mordes des Nowosat im Verdachte stehen, von der Verübung des Verbrechens, beziehungsweise von der Mordabsicht des Nowosat genaue Kenntnis gehabt zu haben, um die Verhängung der ordentlichen Untersuchungshaft angesucht wurde. Gleichzeitig wurde die St. Pöltener Staatsanwaltschaft, in deren Wirkungskreis der Tatort fällt, von dem Stande der Untersuchung in Kenntnis gesetzt. Die Erhebungen dürften in der kürzesten Zeit ihrem Ende entgegengehen.

\* \* \*

### Die tschechische Handgranate, das deutsche Kind und der Lyriker

#### Das schlesische Kind.

Und als ich kam in die freundliche Stadt,  
da schwangen die Türme die Glocken,  
Es war kein friedliches Festgeläut,  
es war kein Hochzeitsfrohlöcken,  
Es war ein klagend dumpfes Gedröhn,  
es war ein bitteres Zürnen,  
Es hämmerte weiter in Blut und Mark,  
es staute sich hinter den Stirnen  
Und rüttelte alle Schläffheit wach  
und bohrte sich ins Gewissen:  
Es wurde ein Kind, es wurde ein  
Kind  
von Handgranaten zerrissen.

Was ist geschehen? Es lief über Feld  
ein kleiner zehnjähriger Racker  
Und fand ein lustig glitzerndes Ding  
im frühlingduftenden Acker;  
Ein Ei aus Silber mit hölzernem Griff,  
das nahm das Kind voll Vertrauen,  
Welch köstliches Spielzeug! und hob  
es auf,  
um es genau zu beschauen.  
Da brüllte ein feuriger Wirbelwind,  
es war wie von höllischen Bissen  
Zerfetzt und hingeschleudert das Kind,  
von der Handgranate zerrissen.

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfchen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Die Glockentöne schwingen sich auf  
gleich Vögeln in schwerem Fluge  
Und hinter dem armen Kindersarg  
geht schweigend im Leichenzuge  
Die ganze Stadt, die ganze Stadt,  
Arbeiter, Bürger und Bauern.  
Heut' sind sie einig endlich  
einmal  
in einem gemeinsamen Trauern.  
Und allen hämmert es dumpf in der  
Brust  
und nagt es heiß im Gewissen;  
Es wurde ein Kind, ein deutsches  
Kind  
von Handgranaten zerrissen.

Das ist der Soldatenübermut;  
sie übten Krieg in den Wiesen  
Und scherten ums Höllenwerkzeug sich  
nicht,  
das sie dort liegen ließen.  
Und blieb auch so eine Granate zurück  
im Gras und hinter den Hecken,  
Wirken das Ding; und finden es die,  
so mögen sie d'ran verrecken.  
Es sind ja nur Deutsche, was  
schadet es uns,  
wenn Deutsche d'ran glauben  
müssen —  
So wurde ein armes deutsches Kind  
von Handgranaten zerrissen.

Die Glockentöne verdichten sich  
zu einer tönenden Wolke.  
Es ist wie ein bitteres Grabgeläut  
dem ganzen zerrissenen Volke.  
Und alle die Männer ballen die Faust,  
die hinter dem Sarge gehen  
Und beißen die Zähne zusammen: »Dereinst  
kommt ein rächendes Auferstehen!  
Schon steht vor Gott, schon klagt vor Gott  
im Hemdchen, blutig zerschissen,  
Das arme, deutsche Schlesierkind,  
das die Handgranate zerrissen.

Da bleibt nur noch ein Reim übrig; denn das ist wohl, E  
nachdem er fünf Jahre lang dem Soldatenübermut, und zwar  
dem deutschen belletristisch gedient hatte, einer der dreistesten  
Kriegshetzer, die es heute noch gibt. Sie übten Krieg in den  
Kriegen und ließen die Handgranate liegen: das wäre der Reim  
der Menschlichkeit, dessen ein so miserabler Reimer niemals  
fähig ist, der nur die tschechischen Handgranaten auf den  
Wiesen bemerkt, die sie dort liegen ließen. Aber an dem  
Grauen des Falls, daß wieder ein Kind von einer solchen zerrissen  
wurde, hat weder die tschechische Provenienz der Handgranate  
noch die deutsche des Kindes auch nur den geringsten Anteil;  
diese gewiß einen/geringern als jene. Es ist wohl auch schon  
an einer deutschen Handgranate ein tschechisches Kind zugrunde-  
gegangen und es hätte von der nämlichen tschechischen auch  
ein tschechisches zerrissen werden können. Selbst wenn die  
Militärübung, die gewiß der größte Unfug ist, der unter der  
Sonne begangen werden kann, in einer rein deutschen Gegend  
stattfand, so ist es nicht nur eine Infamie, das Liegenlassen der  
Granate als einen Plan darzustellen, sondern auch eine Dumm-  
heit anzunehmen, daß in solcher Gegend kein einziges nicht-

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Ubriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wischen, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmeitlerfinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwarze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der Journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die Journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation



deutsches Kind existiert, das auf der Wiese das Spielzeug finden könnte. Als ob im militärischen Tun und Lassen als solchem nicht genug des Wahnwitzes enthalten wäre. Für die Schande der Menschheit, daß es Handgranaten gibt und daß mit ihnen zuerst Erwachsene und dann Kinder spielen, welcher Nation immer beide angehören mögen, hat ein solcher Blutsudler kein Gefühl und keinen Vers, der tragische Vorfall taugt ihm bloß dazu, den Vorsatz, wieder deutsche Handgranaten zu fabrizieren, Arbeitern, Bürgern und Bauern zu imputieren und zum nationalen Racheschwur zu steigern, glücklich, sie darin wenigstens endlich einmal einig zu wissen. In klägliche Verse gebracht, ergibt dieser Geisteszustand ein Festgedicht, um die Pflingsten des Hakenkreuzerblattes würdig einzuläuten, es ist von Herrn Karl Hans Strobl und die Judenpresse ist stolz darauf, ihn zum Mitarbeiter zu haben.

### Gehst denn nicht

Aus einem tschechischen Manöverbericht („Prazsky illustr. Spravodaj“):

1/2  
 4. . . . Unsere Manöver waren eine fabelhafte Kundgebung unserer Macht, Bereitschaft und Disziplin. Sie waren die größten der Welt. . . . Eine Dame beklagt sich, daß zu Österreichs Zeiten die Manöver effektvoller waren, so z. B. bei Tabor. Ich erinnere sie, daß diese nur als Schaustellung gemacht wurden, heute aber sind sie eine Schule. . . . Die Sonne lächelt durch Wolken aus Freude, daß die deutsche Armee geschlagen wurde. Die mährischen Journalisten sind stolz auf ihre siegreiche Armee und feiern General Podhaisky als Genius. . . . Tausend Köpfe blicken zum Himmel. . . . aus einem Flugzeug hat sich ein Mensch aus einer Höhe von 600 Metern gestürzt. 200 Meter stürzt er wie ein Stein, dann öffnet sich der Fallschirm. Tapfer landet er, ganz verstört. Jubel, Hurrah braust über den Raum. . . . Ein Auto bringt den Helden. . . . Das war die Krone der Manöver. . . . Dann Defilierung. Die Artillerie donnert vorbei, die Jungens gehen kommod und elastisch. Kavallerie nach einem Zwischenraum. Ein herrlicher Anblick! Die Pferde schnauben. . . . die Waffen klirren. . . . Sehr gut, Jungens! . . . .

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensten Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der Journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die Journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Deutsche Wissenschaft

Aus der 'Medizinischen Klinik', Wochenschrift für praktische Ärzte, geleitet von Geh. San. Rat Prof. Dr. Kur/ Brandenburg (der keine Szene in den 'Letzten Tagen der Menschheit' hat), Nr. 34 vom 30. August, nicht 1914, sondern 1923: / t

Huzella, Krieg und Frieden im Licht der Medizin. Entwurf einer medizinischen Soziologie. 143 S. Berlin 1923, S. Karger. G.Z. 2,70 M.

Das Buch ist entstanden in der stillen Gelehrtenstube des Forschers und Lehrers der theoretischen Medizin in Debreczen; außerdem im Geiste eines Nichtgermanen. Da ist es nicht leicht, ihm gerecht zu werden. — Für H. ist der Krieg ein 'Irrsinn' (S. 3, 97); er ist die krankhafte Störung des Glückes, der Harmonie (S. 10, 40). Aber während H. einerseits diese Harmonie richtig als das Ergebnis des Kampfes der einzelnen Teile erkennt, will er ihn andererseits in den ihm persönlich zusagenden Maßen des Spieles halten (S. 42, 60, 71, 79). Zwar entwickeln sich in diesem Spiel, in 'diesem lebensfordernden Kampf der friedlichen Gesellschaft' (S. 127) allerlei Tugenden; allein sie dürfen beileibe nicht einen bestimmten Grad übersteigen, immer muß 'die Form der friedlichen Arbeit durch die gegenseitige Verpflichtung (!) der Menschen' (S. 71/72) gewahrt bleiben. 'Die Tendenz des Lebensprinzips ist der absolute, ewige Frieden, das kampflöse ewige Leben; die Tendenz des Todesprinzips dagegen ist der Krieg' (S. 38). Ich bin mit Lessing anderer Ansicht, und die Natur offenbar auch — Angesichts des Versagens des individuellen Maßstabes vor ungleich größeren psychischen Einheiten kann H. natürlich kein Verständnis für den Krieg aufbringen. Was wir kriegerische Tugenden nennen, sind ihm Entartungserscheinungen (S. 112), und diese Auffassung macht die letzten Seiten des Buches für einen Deutschen geradezu peinlich zu lesen, z. B. S. 136, 138.

Pazifisten, die für ihr wertres Leben fürchten, mögen ihre helle Freude daran haben, sofern sie sich nicht am Stil und an Druckfehlern stoßen.

Buttersack.

Kein Wunder, daß keine mehr ~~ist~~ ist.

[in Buchstaben  
H.]

\* \* \*

Sehnsucht eines Schweidnitzers, mit seinen Gedanken allein zu sein

Ein Reisezufall läßt der konservativen 'Schlesischen Zeitung', einem hochbetagten Mistblatt, bei dem Dummheit und Stolz auf einem Holzpapier wachsen, das Folgende entnehmen:

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

## Der »Deutsche Tag« in Nürnberg.

Von Lukassowitz, Mitg. d. Preuß. Landtages, Schweidnitz.

Sonnabend, den 1. September.

Die Stadt Nürnberg prangt im Festschmuck. Schwarz-weiß-rote, blau-weiße und rot-weiße Fahnen wehen in Massen über den Straßen. — Besonderen Jubel löste die Ankunft der 16 Fahnen der alten Armee aus dem Armeemuseum in München aus. — Die Festrede hielt General Ludendorff, mit stürmischen Heilrufen und nicht endenwollenden Händeklatschen begrüßt. Seine wuchtigen Ausführungen endeten mit den Worten: »Vorwärts in Gottvertrauen zum Kampf für unsere heiligsten Güter!« Die Rede des Heerführers wurde oft durch starken Beifall unterbrochen und fand am Schluß stärksten Applaus in langanhaltenden tausendstimmigen Heilrufen. Das Deutschlandlied brachte den würdigsten Abschluß der Festrede Ludendorffs. Nach einer Reihe von Begrüßungsansprachen ergriff General Ludendorff noch einmal das Wort, um den Festteilnehmern die Grüße des Feldmarschalls von Hindenburg zu überbringen, der am persönlichen Erscheinen verhindert war. General Ludendorff verkündet mit markanter Stimme das Motto des Marschalls für den Deutschen Tag: »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.« —

— Tiefen Eindruck machte auf mich die Ansprache des früheren bayerischen Justizministers Dr. Roth, der in den zahlreich ausgehängten schwarz-weiß-roten Fahnen ein starkes Erwachen des nationalen und völkischen Gedankens sieht, —

Sonntag, den 2. September.

Die Uhr zeigt gegen 5 1/2 Uhr morgens, als ich erwache. Reges Leben herrscht bereits auf den Straßen! Die Jung- und Altmänner strömen aus ihren Quartieren zusammen und formieren sich zu Zügen und Kompagnien. — In Hast und Eile strebe ich der Menschenmenge nach, um nicht zu spät zu kommen. Stöße und Püffe in Menge, doch sie sind nicht böse gemeint! — Der Gottesdienst beginnt. Der Gesang des deutschen Notenschreies, eine Umdichtung des Niederländischen Dankgebetes ertönt aus hunderttausenden von Kehlen. Nachdem er beendet ist, ergreift Studienrat Dr. Braun aus Nürnberg das Wort zu einer tiefergreifenden Festrede, glänzend in Form und Inhalt. »Herr, mach uns frei!« ist sein Schlußwort. Die Menge singt das Lied »Ich hatt' einen Kameraden«. Vielen stehen die Tränen in den Augen. Zu groß und zu gewaltig ist der Eindruck! — »Kann Dir die Hand nicht geben, bleib Du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!« — Der Schlußakkord verklingt. Die Andacht ist vorbereitet für den zweiten Redner, den katholischen Geistlichen Kaplan Roth, einen Führer in der deutschnationalen und völkischen Bewegung. Der Redner vergleicht die heutige Zeit mit einem Vulkan, auf dem das deutsche Volk wohne und der mit dumpfem Grollen neue Gefahren verkünde. Die völkische Frage sei

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

brennend geworden und lasse sich nicht mehr hinausschieben. Christliche Nächstenliebe sei nicht dazu da, daß wir dabei zugrunde gingen. — —

— — Neue Scharen strömten herbei. Tausende und aber Tausende von Männern und Frauen und Kindern bildeten Spalier auf den Straßen und füllten als Neugierige die Fenster. Überall Feststimmung und Begeisterung. Mädchen und Frauen an den Fenstern und auf den Straßen hielten Körbchen mit Blumen, um damit die Helden des Tages zu überschütten. Die Ungeduld steigerte sich von Minute zu Minute. Wann werden sie nur kommen, hörte man überall fragen. Musik klingt in der Ferne. Und schon werden die mit Blumen, Fahnen und Wimpeln geschmückten Autos mit den Ehrengästen sichtbar, die dem Zuge voraus zum Hauptmarkt fahren, wo die Aufstellung der Ehrengäste zur Abnahme der großen Heerschau vorbereitet war. Ich sah u. a. Ludendorff und den Kronprinzen Rupprecht nebst dem bayerischen Erbprinzen, Hitler, von Bothmer, von Hutier usw. Sie alle wurden mit Blumen überschüttet, der Jubel und die Freude wollten kein Ende nehmen. Den eigentlichen Zug leiteten starke Abteilungen der in Galauniform erschienenen Landespolizei ein. Dann folgten die Vertretungen des Deutschen Offiziersbundes, die Abordnungen der Kriegervereine, darunter auch die Regimentsoffiziere bis zum General hinauf, hierauf die zum Befreiungskampf entschlossenen Mannen. Weiterhin die Studentenverbindungen aus München, Erlangen, Würzburg usw. in vollem Wicks, dann folgten die nationalen Verbände: Reichsflagge, Frankenland, Wiking, Blücher, Bayern und Reich, Ober- und Unterland, Nationalsozialisten und andere. — —

— — In der Festhalle im Luitpoldhain sprachen Kronprinz Rupprecht, Ludendorff und Admiral Scheer vor etwa 100- bis 150tausend Menschen. Die Begeisterung läßt sich nicht schildern, die »Heil«-Rufe wollen nicht enden! Auf einmal große Bewegung. Es kommt wieder Leben in die Massen. Hitler besteigt das Rednerpult, stürmisch und unaufhaltsam von Hunderttausenden begrüßt. Er spricht von deutscher Kraft und Einigkeit. Unvergeßlich ist mir ein Satz aus seiner Rede: »Jeder müsse entschlossen sein, dem anderen das Gesetz der Vaterlandsliebe aufzuzwingen!« — —

— — Ein beträchtlicher Teil der Festteilnehmer aber wanderte in langen Zügen zur Burg hinauf, um noch die Beleuchtung der Burg mitzumachen. Majestätisch ragte dieses deutsche Wahrzeichen in hellem Feuerschein empor, mahnend und warnend zugleich. »Deutschland, Deutschland über alles«, so sangen Hunderttausende in die Nacht hinein. Sie schickten ihren Treuschwur zum Himmel in der festen Hoffnung, daß unser guter alter Gott uns bald aus dem Sklavenjoch befreien möge! Still und ernst schritt ich durch die engen Gassen der alten, schönen Stadt nach meinem Heim.

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation



Gedanken und Vorsätze stürmten auf mich ein, gern wollte ich in der kühlen Abendluft allein mit meinen Gedanken sein, als mich eine Hand auf die Schulter klopfte. Es war ein schlesischer Landsmann, der wie ich eigens nach Nürnberg gereist war, um sich an Großem und Hehrem wieder aufzurichten. Erleben muß man es, sagte er, und dann, als wenn er meine geheimsten Gedanken erraten hätte, sagte er nachdenklich: »Wenn werden wir bei uns in Preußen so weit sein?« Wir drückten uns stumm die Hände. Es war der stille Schwur zur Arbeit fürs Vaterland! Ehe wir uns trennten, erzählte er mir noch eine selbsterlebte Begebenheit von der Feier der »Reichsflagge« im Kulturverein Nürnberg. Dort überreichte der Vorsitzende des Kulturvereins dem General Ludendorff im Namen der Bevölkerung Nürnbergs einen herrlichen Blumenstrauß mit der Versicherung, daß man die Nichtbeflaggung der städtischen Gebäude anläßlich des Deutschen Tages niemals vergessen werde. Auch die Umbenennung des Hindenburg-Platzes in Rathenau-Platz werde unvergessen bleiben.

Montag, den 3. September.

Früh 9 Uhr wanderte ich durch die Straßen Nürnbergs, Feiertagsstimmung und Begeisterung überall. Deutsche Männer, Frauen und Jünglinge drücken sich die Hände und sprechen: »Es war ein großer, deutscher Tag, die Wirkung bleibt nicht aus. Es wird und muß bald Frühling im deutschen Vaterlande werden!«

Kurzum, eine ganze deutsche Welt oder als deren Ersatz das traute deutsche Wort: die Mentalität. Hindenburg dürfte immerhin wissen, daß sein Motto: Nichtswürdig u. s. w. von Schiller ist. (Ich hatte noch in Aug und Ohr die wirklich nationaufwirbelnde Kopie des noch immer nicht nach Nürnberg engagierten Herrn Reimers, mit der mich ein Berliner Schauspieler hingerissen hatte: Nöchtswördich ist — — an ihre Ehra! In diesem Abgang schienen hundert benagelte Hindenburg durchzubrechen.) Was Ludendorff anbelangt, so dürfte er, wenn man ihn schüttelt, auf die Frage, ob er mit einem der neun Worte: »Vorwärts in Gottvertrauen zum Kampf für unsere heiligsten Güter!« eine konkrete Vorstellung verbindet, keine Antwort geben können. Der einzige Hitler mag in dem Vorschlag, dem anderen das Gesetz der Vaterlandsliebe aufzuzwingen, etwas Gegenständliches empfinden und wissen, wie man es anstellt. Er meint natürlich den Gummi-~~knüttel~~, mit dem einem die Vaterlandsliebe beizubringen ist ~~und~~

H. J. J.

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

## Glossen

### Die heilige Valuta

ist bekanntlich die Schutzpatronin, an die sich die frommen Bauern in ihren Nöten wenden. Sie steht zwar nicht im Kalender, aber in den ‚Innsbrucker Nachrichten‘, und zwar so:

**Die Wiener Merkantilbank Zweiganstalt Innsbruck**  
vormals H. Bederlunger & Co.

unter Patronanz des Zisterzienserstiftes Lilienfeld  
Aktienkapital und Reserven zirka 5 Milliarden Kronen  
verzinst bis auf weiteres Gelder ohne Kündigung mit 9 Prozent, mit Kündigung nach Vereinbarung, und besorgt alle Arten von Bankgeschäften kulantest.

Eigentlich ist es die Umkehrung eines Sachverhaltes. Aber eine Annonce des Zisterzienserstiftes Lilienfeld, daß es unter der Patronanz der Wiener Merkantilbank stehe, dürfte nur aus dem Grund bisher nicht erschienen sein, weil die Tatsache, daß die Kirche in Österreich unter der Patronanz der Banken steht, zwar bei den Wahlen zur Geltung kommt, jedoch auch offenkundig genug ist, um nicht vor den Wahlen hinausposaunt zu werden. Der Umstand, daß der Gläubige denn doch vielleicht keinen so guten Magen hat wie die Kirche, so daß es zu Umdrehungen (Konversionen) kommen könnte, verlangt schließlich seine Berücksichtigung. Aber eigentlich könnte schon das Bekenntnis wahrer Religiosität, wie es jene Annonce bedeutet, vollauf zu dem Entschlusse genügen, aus der Merkantilbank auszutreten.

### Die gesellschaftlich vorzüglich fundierte Festnummer

Die ‚Reichspost‘ fühlt sich wie folgt geschmeichelt:

Ein Schweizer Gruß. Das Schweizer ‚Vaterland‘ widmet in seiner Nummer vom 2. Juli der Festnummer der ‚Reichspost‘ die bekanntlich der größte katholische Schab war, der nach jahrzehntelanger Schulung an der jüdischen Journalistik

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unreinebarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, die mir sonst jede Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwätze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

bisher gelungen ist, ja den Osterfischzug der Neuen Freien Presse an Ausgiebigkeit noch übertroffen hat

einen außerordentlich auszeichnenden Aufsatz. Das angesehene katholische Blatt nennt die Nummer »eine journalistische Großtat« und fährt fort: »Nicht nur darum, weil die Festnummer ein kleiner Folioband geworden ist, nicht nur weil sie auch geschäftlich wie künstlerisch vorzüglich fundiert und ausgestattet ist, sondern mehr darin — —

Also wenn man nicht wüßte, daß der diesbezügliche Funder der Wiener Korrespondent des Blattes ist, möchte man glauben, daß es ihm einen ganz kleinen schwarzen Grubenhurd ange-sonnen hat, der auf dem Schoß Platz nimmt und zum Dank etwas zurückläßt. ~~Doch~~ auch in der Schamlosigkeit des Stolzes auf die Milliarde der — zum Katholikentag — gesammelten Bankengelder erscheint das jüdische Vorbild erreicht.

*H. M. u. d.  
j. d.  
M. y. u.*

\* \* \*

### Dieselbe

ist ob der liebevollen Umschlingung von Eucharistie und Bank-geschäft, die im Zeichen des Kreuzels geradezu die Wieder-einsetzung der Händler und Wechsler in ihre angestammten Tempelrechte feierlich vollzieht, ein geschichtliches Dokument allerersten Ranges. Die einzige ganzseitige Annonce, die wieder den ursprünglichen Anteil der Kirche an einem Handelsartikel bekundet, ist die, welche sich auf das schlichte und zu Herzen gehende Wort der Pfarrers Kneipp über Kathreiners Malzkaffee beruft. Würdig erscheint sie darum auch von einem dichterischen Hinweis auf seine Verdienste abgeschlossen:

Er allein hat still bedacht,  
Um es uns zu lehren,  
Wie man braunen Kaffee macht  
Aus der Frucht der Ähren.

Kathreiners Malzkaffee ist der beste. Denn

»Gerstenkaffee«, ich gesteh',  
Kann leicht jeder rösten,  
Nicht »Kathreiners Malzkaffee«,  
Diesen edlen, besten.

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenfall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unreichtbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen alles möglich ist, das Blau vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Den stärksten lyrischen Mitarbeiter der Festnummer nennt aber die ‚Reichspost‘ nicht mit Namen, wie etwa den Verfasser des Gedichtes, in dem die Strophen vorkommen:

Mein Vaterland, daliegt's,  
An ang'schossens Rehl!  
Is aber nôt toud nuh,  
Höbts Köpferl auf d' Heh.

Wie kommt das nur?

As hat iehm da Seipel  
Dös Weg\*) verbund'n,  
Und 's Kräutel, dös rechte,  
Hots selber g'fund'n.

Zur Unterstützung des Verständnisses macht der Dichter, der aus Grieskirchen ist, bei »Weg« die Fußnote: Wunde. I 206

Bei'n Kreuzel, in Wald drin,  
Wo d' Tannabam steh'n,  
Dös häuftö nôt kennan,  
Dö oft vorbegeh'n,

Hier fehlt jede Erläuterung. Ich gehöre wohl zu jenen, die das Kreuzel kennan, aber wieder nicht wissen, was »häuftö« ist, während wjeder häuftö (die Hälfte?) der Reichspostleser nicht wissen werden, was das Kreuzel bedeutet (indem sie nämlich trotzdem nicht erkennen, daß es sich um eine bezahlte Text-einschaltung handelt).

Mir aber nur kennans  
Und kniean uns dorti —  
Ih flick mi ah zu wö  
A so wia ih bi —

Was ist zu wö?

Aft singan ma wieder  
Wie d' Zeiserl so schen,  
Denn Esterreich derf net,  
Und wird net z'grund geh'n!

Nein, ein Volk, das solche Dichter hat, kann nicht. Und zumal, da es einen Genius besitzt, von dem Hussarek, der gerichtsbekannte Shakespeareforscher, in dieser Festnummer auszusagen weiß:

Aus der katholischen Laienwelt sei hier nur ein Name genannt, der R. v. Kraliks, eines Polyhistor, wie er im deutschen Volke kaum seinesgleichen hat. Die Originalität seiner Arbeiten sichert ihm bleibende Frische. In den Anregungen, die er

nicht zu spüren, daß ihm ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Schmierfinken und Spabögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollen und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unrechenbarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezillie dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermah die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation



modo pertinent, amantissime impertit, quo magis magisque ad rei catholicae incrementum centendere pergatis.

Card. Gasparri.

In Übersetzung:

Rom, 26. Juni.

»Da sich der 30jährige Bestand der »Reichspost« zu vollenden beginnt, gratuliert der Heilige Vater kräftig zu Deinem und Deiner Mitarbeiter Wirken; gleichzeitig dankt Er vielmals für das hochwillkommene Schriftstück des hl. Karl, alle irgendwie an Deinem Blatte Tätigen segnet er liebevollst, damit Ihr umso eifriger fortfahrt, mit aller Kraft zu arbeiten zum Gedeihen der katholischen Sache.

Kardinal Gasparri.«

Woran sich noch ein Glückwunsch des Apostolischen Nunzius sowie einer des Erzbischofs von Wien, des bekannten Piffel, anschließt. Das Schreiben des Kardinals Gasparri ist nicht wortgetreu übersetzt, weil die Bezeichnung der Reichspost als eine Ephemeride Schwierigkeiten der Verdeutlichung dieses Wortes mit sich gebracht hätte. »Incrementum« dagegen, das in Verbindung / der ehrerbietigen Dankbarkeit des Herrn Funder für den päpstlichen Stuhl Mißverständnisse erzeugen könnte, ist natürlich kein Druckfehler und mit »Gedeihen« ganz richtig wiedergegeben. In der Übersetzung werden die Leser der Reichspost das Wort »omnibus« vermissen, während die Benediktion der Reichspost ~~tatsächlich~~ nichts anderes als deren Segnung bedeutet, was freilich durch den Umstand, daß sie alle einschließt, die an dem Blatte »irgendwie« beteiligt sind, also auch die jüdischen Bankdirektoren, mißdeutbar ist. Aber hier ist tatsächlich nicht jene Benediktion gemeint, die einer Fundierung gleichkommt. Interessant ist, daß der Funder sich vom Kardinal »du« sagen lassen muß, was mir, dessen Zeitschrift doch erst fünf und zwanzig Jahre alt ist, nicht widerfahren könnte. Neben dem religiösen Ernst ist aber auch für den profanen Humor gesorgt und zwar vor allem durch einen Artikel, der die Haltung der Reichspost im Weltkrieg behandelt und darüber Klage führt, daß ihr die Aufgabe, einen ehrenvollen Frieden herbeizuführen, nachdem sie so lange für serbische Ohrwascheln und russische Beuscheln als Kriegsandenken geschwärmt hatte, »nicht leicht gemacht« wurde. Sie sei sogar oft konfisziert worden, einmal zum Beispiel wegen ihrer Begeisterung für den Conrad v. Hötzendorf, öfter wegen Kritiken gewisser Mißstände.

*Handwritten notes:*  
L  
L  
L

*Handwritten notes:*  
70  
+ m m j

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will darum, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollen und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unreinebarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode empfinden möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch ertaft wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

So bot das Blatt häufig ein ganz einseitiges Bild. Nur was es lobte, erschien, was es tadelte, war unterdrückt. Manche Vorwürfe aus der Leserwelt haben uns aus diesem Grunde damals unschuldig getroffen.

Offenbar hat eben, während die Militärzensur die kriegsfeindlichen Artikel der ‚Reichspost‘ unterdrückte, diese wieder jeden weißen Fleck unterdrückt, damit man ja nicht merke, daß in der Monarchie nicht alles zum Besten bestellt sei. Denn wir von der ‚Reichspost‘ betrachteten es als unsere Pflicht,

sobald einmal die Würfel gefallen waren, bis zum Kriegsende Disziplin zu halten, keinen Gedanken an Schwäche und Furcht aufkommen zu lassen, uns bewußt, wie scharf der Feind die Stimmungen der Mittel-mächte kontrolliere und wie sehr alles, was als Schwäche gedeutet werden könnte, kriegsverlängernd wirken müsse.

Hätte sie nicht den Weltkrieg mit den Worten »Endlich! Endlich!« begrüßt, das Stahlbad gesegnet und den Anschein unentwegter Bestialität/blutenden Herzens ~~+~~ allen Zusprüchen Lammasch's unzugänglich ~~+~~ bis zum letzten Hauch von Mann und Redakteur durchgehalten, so hätte /der Krieg noch länger gedauert. Sie bezwang aber allen Defaitismus und focht ihre Kämpfe mit der Militärzensur im Stillen aus, so daß wir schon im Herbst 1918 den Frieden hatten. Heute, in der Festgesellschaft der Kreise, die die Waffen geweiht hatten, und jener, die vom Diebstahlbad profitiert haben, kann sie, lebend und leben lassend, /bekennen, daß ihr Herz keine Mördergrube sei.

L, L,  
L, L

7  
n  
Taten

L  
antig, antik

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdanke und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch ertast wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

**Zu Ehren eines Mitgliedes der Regierung unter  
Teilnahme der Minister**

In der Erörterung der Burgtheaterkrise, die alles in allem eine größere Partie des publizistischen Interesses einnahm als der Untergang Japans /und deren lästigste Ausspinnung wie immer die Theatersittenrichter besorgten, die unter dem Vorwand, das Thema satt zu haben, nicht genug davon kriegen konnten — in dieser ganzen Aufhäufung der Ödigkeiten zweier Lager wurde es schwer, die Antipathien gerecht zu verteilen. Wie sollte man Leidenschaft aufbringen, um die leibhaftige Mittelmäßigkeit eines Kunstbetriebes und die vom Studium preußischer Kriegswissenschaft gestützte Autorität des Herrn Paulsen gegen den Zugriff des Partei- und Amtsknoten ~~Paulsen~~ zu verteidigen? Was sich aber diese Sorte herausnimmt, die wirklich wähnt, daß eine Republik die unveränderte Übernahme der Kabalen- und Protektionsmöglichkeit und die Aufteilung aller höfischen Ungebühr unter die Spitzen des Staates gewährleisten, das trat in einem wenig beachteten, doch in seiner naiven Herzigkeit unsso beachtenswerteren Moment zutage, sozusagen in einem Momenterl:

Minister Dr. Schneider verwies darauf, daß Direktor Paulsen ihn und die ganze Regierung in zweifacher Richtung geradezu vor den Kopf gestoßen habe, einerseits weil er die Diskussion in die Öffentlichkeit getragen habe und weil er gestern eine Vorstellung im Akademietheater, die zu Ehren eines Mitgliedes der Regierung unter Teilnahme der Minister geplant war, sistiert habe. Hiefür würde der Regierung eine Satisfaktion Paulsens gebühren. Nichtsdestoweniger — —

Unter Teilnahme der Minister! Man denke nur, wie sich, wenn der Umsturz den Franz Joseph auf dem Höhepunkt seines Wirkens ereilt hätte, die Sonnenthal, Baumeister und Lewinsky,

*König*

*Haller*

*Paul*

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerechbarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belastung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdanke und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und was es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

die Wolter, die Gabillons und Hartmanns hätten zusammennehmen müssen. Was sich aber ein Kaiser höchstens zu seinem Regierungsjubiläum erlaubt hat, das versteht sich jetzt zum fünfzigsten Geburtstag des Herrn Vaugoin: also daß, wenn ~~Beden~~ ~~der eindrucksvolle Zeitpunkt~~ höchstens durch Zuziehung von d'Geigerbuam zum Wirtshaustisch gefeiert wurde, jetzt die Burgschauspieler aufspielen müssen. Wie immer ~~dies~~ heute beschaffen sein mögen und wie ungewichtig die Persönlichkeit ihres bedrängten Direktors — diesem sei es als Verdienst angemerkt, daß er den Unfug verhindert und der Regierung weder eine Extravorstellung noch eine Satisfaktion für deren Unterbleiben gewährt hat, da ihr ~~jet~~ doch für deren Anordnung etwas anderes gebührt hätte.

H 2

H 2 (original eingl)

H 2

H 2

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam und will dartin, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit nachheften will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollen und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unreinebarkeit des Wertes durch dessen Besudlung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aussehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdanke und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimorale Phänomen der Journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die Journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation



### Glossen

#### Die heilige Valuta

H. J. Nelson

ist bekanntlich die Schutzpatronin, an die sich die frommen Bauern in ihren Nöten wenden. Sie steht zwar nicht im Kalender, aber in den „Innsbrucker Nachrichten“, und zwar so:

**Die Wiener Merkantilbank Zweiganstalt Innsbruck**  
vormals H. Bederlunger & Co.

unter Patronanz des Zisterzienserstiftes Lilienfeld  
Aktienkapital und Reserven zirka 5 Milliarden Kronen  
verzinst bis auf weiteres Gelder ohne Kündigung mit 9 Prozent, mit Kündigung nach Vereinbarung, und besorgt alle Arten von Bankgeschäften kulantest.

Eigentlich ist es die Umkehrung eines Sachverhaltes. Aber eine Annonce des Zisterzienserstiftes Lilienfeld, daß es unter der Patronanz der Wiener Merkantilbank stehe, dürfte nur aus dem Grund bisher nicht erschienen sein, weil die Tatsache, daß die Kirche in Österreich unter der Patronanz der Banken steht, zwar bei den Wahlen zur Geltung kommt, jedoch auch offenkundig genug ist, um nicht vor den Wahlen hinausposaunt zu werden. Der Umstand, daß der Gläubige denn doch vielleicht keinen so guten Magen hat wie die Kirche, so daß es zu Umdrehungen (Konversionen) kommen könnte, verlangt schließlich seine Berücksichtigung. Aber eigentlich könnte schon das Bekenntnis wahrer Religiosität, wie es jene Annonce bedeutet, vollauf zu dem Entschlusse genügen, aus der Merkantilbank auszutreten.

\* \* \*

H. J.

H. J.

19

#### Die gesellschaftlich vorzüglich fundierte Festnummer

Die Reichspost fühlt sich wie folgt geschmeichelt:

Ein Schweizer Gruß. Das Schweizer „Vaterland“ widmet in seiner Nummer vom 2. Juli der Festnummer der „Reichspost“ die bekanntlich der größte katholische Schab war, der nach jahrzehntelanger Schulung an der jüdischen Journalistik

waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Grobmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohlthuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasensüßber, den man von Grobmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressesment eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausl. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Grobmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

bisher gelungen ist, ja den Osterfischzug der Neuen Freien Presse an Ausgiebigkeit noch übertroffen hat

einen außerordentlich auszeichnenden Aufsatz. Das angesehene katholische Blatt nennt die Nummer »eine journalistische Großtat« und fährt fort: »Nicht nur darum, weil die Festnummer ein kleiner Folioband geworden ist, nicht nur weil sie auch geschäftlich wie künstlerisch vorzüglich fundiert und ausgestattet ist, sondern mehr darin

H J

197

Also wenn man nicht wüßte, daß der diesbezügliche Funder der Wiener Korrespondent des Blattes ist, möchte man glauben, daß es ihm einen ganz kleinen schwarzen Grubenhund ange-sonnen hat, der auf dem Schoß Platz nimmt und zum Dank etwas zurückläßt. Nein, es ist kein Witz. Auch in der Schamlosigkeit des Stolzes auf die Milliarde der — zum Katholikentag — gesammelten Bankgelder erscheint das jüdische Vorbild erreicht.

\* \* \*

**Dieselbe**

ist ob der liebevollen Umschlingung von Eucharistie und Bank-geschäft, die im Zeichen des Kreuzels geradezu die Wieder-einsetzung der Händler und Wechsler in ihre angestammten Tempelrechte feierlich vollzog, ein geschichtliches Dokument allerersten Ranges. Die einzige ganzseitige Annonce, die wieder den ursprünglichen Anteil der Kirche an einem Handelsartikel bekundet, war die, welche sich auf das schlichte und zu Herzen gehende Wort der Pfarrers Kneipp über Kathreiners Malzkaffee berief. Würdig erschien sie darum auch von einem dichterischen Hinweis auf seine Verdienste abgeschlossen:

4

Er allein hat still bedacht,  
Um es uns zu lehren,  
Wie man braunen Kaffee macht  
Aus der Frucht der Ähren.

Kathreiners Malzkaffee ist der beste. Denn

»Gerstenkaffee«, ich gesteh',  
Kann leicht jeder rösten,  
Nicht »Kathreiners Malzkaffee«,  
Diesen edlen, besten.

## Personalmachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Batisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegeropfer. Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Diesen stärksten lyrischen Mitarbeiter der Festnummer nennt aber die Reichspost nicht mit Namen, wie etwa den Verfasser des Gedichtes, in dem die Strophen vorkommen:

Mein Vaterland, daliegt's,  
An ang'schossens Rehl  
Is aber nôt toud nuh,  
Höbts Köpferl auf d' Heh.

Wie kommt das nur?

As hat iehm da Seipel  
Dös Weg\*) verbund'n,  
Und 's Kräutel, dös rechte,  
Hots selber g'fund'n.

Zur Unterstützung des Verständnisses macht der Dichter, der aus Grieskirchen ist, bei »Dös Weg« die Fußnote: Wunde.

Bei'n Kreuzel, in Wald drin,  
Wo d' Tannabam steh'n,  
Dös häuftö nôt kennan,  
Dö oft vorbeigeh'n/

Hier fehlt jede Erläuterung. Ich gehöre wohl zu jenen, die das Kreuzel kennan, aber wieder nicht wissen, was »häuftö« ist, während wieder häuftö (die Hälfte?) der Reichspostleser nicht wissen werden, was das Kreuzel bedeutet (indem sie nämlich trotzdem nicht erkennen, daß es sich um eine bezahlte Text-einschaltung handelt).

Mir aber nur kennans  
Und kneian uns dorthi —  
Ih flick mi ah zuwö  
A so wia ih bi —

Was ist zuwö?

Aft singan ma wieder  
Wie d' Zeiserl so schen,  
Denn Esterreich derf net,  
Und wird net z'grund geh'n!

Nein, ein Volk, das solche Dichter hat, kann nicht. Und zumal, da es einen Genius besitzt, von dem Hussarek, der gerichtsbekannte Shakespeareforscher, in dieser Festnummer auszusagen weiß:

Aus der katholischen Laienwelt sei hier nur ein Name genannt, der R. v. Kraliks, eines Polyhistor, wie er im deutschen Volke kaum seinesgleichen hat. Die Originalität seiner Arbeiten sichert ihm bleibende Frische. In den Anregungen, die er

waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Großmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohltuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasenstüber, den man von Großmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausi. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Großmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

einem weiten Kreise für Hohes und Schönes Begeisterter geboten hat, erinnert sein Wirken an manche edle Gestalt der Renaissance. Er war in allen Stadien seines reichen Lebens ein glänzender Vertreter der Betätigung einer durch kein amtsmäßig gebundenes Wirken behinderten freien Schaffenskraft, wie sie sich auf dem Höhepunkte der Glanzzeit von Hellas einst Platon in seiner Akademie vorstellte.

Während sich Herr Hans Bretschka, drei Jahrzehnte katholischer Literatur in Österreich umfassend — was schon etwas heißen will — »auf der Suche nach dem Gral« befindet, ist in einer »Widmung« der Herr Chefredakteur so offenherzig zu bekennen, worum es sich eigentlich handelt: das Festblatt

sucht einen Überblick zu geben über das in diesen drei Jahrzehnten Gewordene und Gewonnene und über die gebliebenen Lücken, über die Hoffnungen, die uns die Vergangenheit gibt und die Aufgaben, die sie uns für die Zukunft zuweist.

Es fehlen nämlich faktisch noch einige Judenbanken, die man aber bei nächster Gelegenheit zu gewinnen hofft. Wiewohl aber die Reichspost den Ehrgeiz hat, in diesen Belangen päpstlicher als der Papst zu sein und sowohl Benedikt I. wie II. in den Schatten zu stellen, blickt sie doch auch zu Pius XI. empor, wie der interessanteste/Beitrag der Festnummer) unter den vielen wertvollen dardut:

#### Papst Pius XI. zur 30-Jahr-Feder des Blattes.

Aus Anlaß des 30-Jahr-Jubiläums der »Reichspost« richtete Chefredakteur Dr. Funder im Namen der Herausgeberschaft und der Redaktion des Blattes an den Heiligen Vater eine Kundgebung, die der Ehrerbietung und Dankbarkeit für den Päpstlichen Stuhl und der hingebungsvollen Treue für die heilige Sache der Kirche Ausdruck gab; zugleich bat Dr. Funder den Heiligen Vater, als Widmung einen Originalbrief des Heiligen Karl Borromäus überreichen zu dürfen, der seinerzeit dem Bürgermeister Dr. Karl Lueger geschenkt worden war, ein Dokument, das, in die Vorgeschichte des Tridentinischen Konzils zurückgreifend, aus Mailand, jener Wirkungsstätte des großen Heiligen, stammt, die auch die Heimat Papst Pius XI. ist.

Hierauf ist folgende huldvolle Antwort eingetroffen:

Dr. Friedrich Funder, Director, Reichspost, Wien.

Roma, 26. 6.

Anno exeunte tricesimo, cum Reichspost editur, Augustus Pontifex vehementer de Tua Tuorumque opera gratulatur deque Sancti Caroli periuicunda scriptione plurimas gratias agens Apostolicam benedictionem Tibi omnibusque, qui ad ephemeridem quoque

nicht zu spüren, daß ihm ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachzusehen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Schmeiflinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiden konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unreichtbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aussehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdanke und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch ertabt wäre, und war schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blau vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiteter die journalistische Gelegenheit ist, also die nur von der Sensation



modo pertinent, amantissime impertit, quo magis magisque ad rei catholicae incrementum contendere pergatis. Card. Gasparri.

In Übersetzung: Rom, 26. Juni.

»Da sich der 30jährige Bestand der »Reichspost« zu vollenden beginnt, gratuliert der Heilige Vater kräftig zu Deinem und Deiner Mitarbeiter Wirken; gleichzeitig dankt Er vielmals für das hochwillkommene Schriftstück des hl. Karl, alle irgendwie an Deinem Blatte Tätigen segnet er liebevollst, damit Ihr umso eifriger fortfahret, mit aller Kraft zu arbeiten zum Gedeihen der katholischen Sache.

Kardinal Gasparri.«

Woran sich noch ein Glückwunsch des Apostolischen Nunzium sowie einer des Erzbischofs von Wien, des bekannten Piffel, anschließt. Das Schreiben des Kardinals Gasparri ist nicht wortgetreu übersetzt, weil zum Beispiel die Bezeichnung der Reichspost als einer Ephemeride Schwierigkeiten der Verdeutlichung dieses Begriffes mit sich gebracht hätte. »Incrementum« ~~habe~~ ist kein Druckfehler und mit »Gedeihen« ganz richtig wiedergegeben. ~~Da~~ werden die Leser der Reichspost das Wort »Omnibus« vermissen, während wieder die Benediktion der Reichspost tatsächlich nichts anderes bedeutet als deren Segnung, was freilich durch den Umstand, daß sie alle einschließt, die an dem Blatte »irgendwie« beteiligt sind, also auch die jüdischen Bankdirektoren, mißdeutbar ist. Aber hier ist wirklich nicht jene Benediktion gemeint, die einer Fundierung gleichkommt. Interessant ist, daß der Funder sich vom Kardinal »du« sagen lassen muß, was mir, dessen Zeitschrift doch erst fünfundzwanzig Jahre alt ist, nicht widerfahren könnte. Neben dem religiösen Ernst ist aber auch für den profanen Humor gesorgt und zwar vor allem durch einen Artikel, der die Haltung der Reichspost im Weltkrieg behandelt und darüber Klage führt, daß ihr die Aufgabe, einen ehrenvollen Frieden herbeizuführen, nachdem sie so lange für serbische Ohrwascheln und russische Beuscheln als Kriegsandenken geschwärmt hatte, »nicht leicht gemacht« wurde. Sie sei sogar oft konfisziert worden, einmal zum Beispiel wegen ihrer Begeisterung für den Conrad v. Hötzendorf, öfter wegen Kritiken gewisser Mißstände. So bot das Blatt häufig ein ganz einseitiges Bild. Nur was es lobte, erschien, was es tadelte, war unterdrückt. Manche Vorwürfe aus der Leserwelt haben uns aus diesem Grunde damals unschuldig getroffen.

*W. Piffel*  
*H. J. J. J.*

*H. J. J. J.*  
*Zugabe*  
*f*

## Personalm Nachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Reterat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgespieler: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

So bot das Blatt häufig ein ganz einseitiges Bild. Nur was es lobte, erschien, was es tadelte, war unterdrückt. Manche Vorwürfe aus der Leservelt haben uns aus diesem Grunde damals unschuldig getroffen.

Offenbar hat eben, während die Militärzensur die kriegsfeindlichen Artikel der Reichspost unterdrückte, diese wieder jeden weißen Fleck unterdrückt, damit man ja nicht merke, daß in der Monarchie nicht alles zum Besten bestellt sei. Denn wir von der Reichspost betrachteten es als unsere Pflicht,

sobald einmal die Würfel gefallen waren, bis zum Kriegsende Disziplin zu halten, keinen Gedanken an Schwäche und Furcht aufkommen zu lassen, uns bewußt, wie scharf der Feind die Stimmungen der Mittelmächte kontrolliere und wie sehr alles, was als Schwäche gedeutet werden könnte, kriegsverlängernd wirken müsse.

Hätte sie nicht den Weltkrieg mit den Worten »Endlich! Endlich!« begrüßt, das Stahlbad gesegnet und den Anschein unentwegter Bestialität, blutenden Herzens, allen Zusprüchen Lammasch's unzugänglich, bis zum letzten Hauch von Mann und Redakteur durchgehalten, so hätte eben der Krieg noch länger gedauert. Sie bezwang aber allen Defaitismus und focht ihre Kämpfe mit der Militärzensur im Stillen aus, so daß wir schon im Herbst 1918 den Frieden hatten. Heute, in der Festgesellschaft der Kreise, die die Waffen geweiht hatten, und jener, die vom Diebstahlbad profitiert haben, kann sie, lebend und leben lassend, endlich, endlich bekennen, daß ihr Herz keine Mördergrube sei.

\* \* \* *ran*

### An das Christentum des Herrn Piffel, Funder, Kienböck und Popper

Im Frühjahr rief die Reichspost zur »Hilfe für einen braven Parteimann, ihm durch eine Kur in Bad Hall sein Augenlicht zu retten«. Bis zum Sommer dürften ~~anderthalb bis~~ *1/2 bis 1/3* zwei Millionen Kronen ~~zusammengekommen sein~~, eine Summe, zu der weder die Prominenzen des Katholikentages etwas beigetragen haben, noch die Reichspost selbst, die zu ~~diesem~~ *dem* Anlaß wie zu dem ihres eigenen Festtags von den jüdischen Banken ~~weit~~ *weniger* mehr bekam als zu einer Kur in Bad Hall erforderlich wäre. Auch vom »Hussarek-Fonds«, der damals freilich nur

*2, also über 170 Millionen*

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Der Kopf der Bewegung wird die besten Bestimmungen in einem, mecklenburger  
Museum zu sein

+ unvollständigen

zirka zwanzig Millionen Kronen vereinnahmt hatte und über dessen Verwendung wohl noch nicht entschieden wurde, ist für den ~~Armen Parteimann~~ nichts abgefallen, und die Leser der Reichspost haben auch nicht die Beruhigung erhalten, ~~ob~~ man ihn auf jeden Fall veranlaßt hat, die notwendige Kur anzutreten.

Seit Ende Juli erscheint die Chiffre, für die das christliche Erbarmen angerufen wurde, nur noch dreimal, und zwar in der ~~schlichteren Form~~ geführt: »Für einen von Erblindung bedrohten Mann«, vielleicht um lieber die zögernde Menschlichkeit als das zögernde Parteigewissen bloßzustellen. Denn es mag über dessen Beschaffenheit immerhin zu denken geben, daß an der Raschheit und Vollständigkeit der Hilfeleistung in allen Fällen, in denen die christliche Nächstenliebe keine Parteianglegenheit ist, gar nicht zu zweifeln wäre, und es könnte solchen Parteigängern, die noch nicht selbst mit Blindheit geschlagen sind und von den reichen Mitteln ihrer Kirche einen schleunigen Abschluß der Sammlung erwartet haben, die Augen öffnen. Unter jener neuen Chiffre waren am 12. August 5000, am 19. 50.000 und 75.000 und am 16. September 20.000 Kronen ausgewiesen. Die 75.000 Kronen erscheinen als von »Verwaltung ‚Das neue Reich‘« bespendet. Diese Spende ist indes nicht freiwillig, sondern durch meine Intervention erfolgt. Ich hatte dem ‚Bremer‘, an dem die katholische Zeitschrift einen autorrechtlichen Eingriff begangen hatte und der mich um Rat anging, diesen mit der Empfehlung erteilt, zunächst durch den Anwalt einen materiellen Ausgleich anzustreben, und zwar so, daß das ‚Neue Reich‘ zur Sühne sich bereit erkläre, für den Armen, der Erblindung nahen Parteimann, für den/so wenig geschieht, den Rest der Summe zu bezahlen, die zur Kur in Bad Hall erforderlich wäre. Das ‚Neue Reich‘ erklärte sich bereit, diesem Zweck 75.000 Kronen zu opfern/und gelangte so in die Wohltäterliste der Reichspost. Ob deren charitative Absicht mit dieser Leistung verwirklicht werden konnte, ist wohl ungewiß. Sollte es nicht der Fall sein, so ist zu hoffen, daß es durch diesen meinen Hinweis nunmehr geschieht. Wenn auch diese Erwartung enttäuscht werden sollte, so erkläre ich mich bereit, die noch fehlende Summe vom Ertrag einer Vorlesung beizustellen, wenn die Reichspost sich entschließt, die genaue Höhe dieses Betrags mitzuteilen. Sollte

H. G. ...  
→ Kopf  
/br

H. G. ...  
Hauptauftrag  
/C

H. G. ...  
Hauptauftrag

H. G. ...  
/A.

H. G. ...  
/A

H. G. ...  
/nn

H. G. ...  
/A

H. G. ...  
Hafen für

H. G. ...  
/1

H. G. ...  
→ ...

H. G. ...  
→ ...

H. G. ...

H. G. ...

H. G. ...

H. G. ...

H. G. ...

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .



### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsopter: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .



Unter Teilnahme der Minister! Man denke nur, wie sich, wenn der Umsturz den Franz Joseph auf dem Höhepunkt seines Wirkens ereilt hätte, die Sonnenthal, Baumeister und Lewinsky, die Wolter, die Gabillons und Hartmanns hätten zusammennehmen müssen. Was sich aber ein Kaiser höchstens zu seinem Regierungsjubiläum erlaubt hat, das versteht sich jetzt zum fünfzigsten Geburtstag des Herrn Vaugoin: also daß, wenn dieses Ereignis einst höchstens durch Zuziehung von d'Geigerbuam zum Wirtshaustisch gefeiert wurde, jetzt die Burgschauspieler aufspielen müssen. Wie immer sie heute beschaffen sein mögen und wie ungewichtig die Persönlichkeit ihres bedrängten Direktors — diesem sei es als Verdienst angemerkt, daß er den Unfug verhindert und der Regierung weder eine Extravorstellung noch eine Satisfaktion für deren Unterbleiben gewährt hat, da ihr doch für deren Anordnung etwas anderes gebührt hätte.

---

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachtteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

## Ruhe!

Zunächst einmal die aufrichtige, kaum mehr zu unterdrückende Bemerkung, daß einem diese ewigen Burgtheater-Krisen nachgerade zum Halse herausstehen.

Dieses berechnete Gefühl des Widerwillens an einem tausendmal wiedergekäuten Wirrwarr von Ödung, Ungeistigkeit, niedriger Eingeweihtheit und Beziehungstraisch könnte nicht plastischer zur Geltung kommen als durch die achtpaltigen Feuilletons, die der Herr Salten dem Bekenntnis folgen läßt, und es ist mir kein Fall in der Literatur bekannt, dem die Schopenhauerische Formel vom »tierischen Ernst« so gut angepaßt wäre, wenn nicht naturhaftem Wesen durch einen Vergleich mit den polemischen Auseinandersetzungen des Herrn Salten doch Unrecht geschähe. Fast wieder für die Originalität eines journalistischen Alleskönners spricht diese bis zur Einfalt gesteigerte, ihrer mehltauigen Wirkung völlig unbewußte Energie in der Behandlung einer Materie, die statt des beherrschten psychologischen oder beobachterischen Geschmuses einmal »Stellungnahme« erfordert. Es gibt in der Wiener Journalistik einen Pegel der Banalität, der mit dem Namen Karpath bezeichnet ist. Da erfährt man, namentlich aus der Sphäre der Hoftheaterdiplomatie, alles, was die letzte Instanz wissender Unbildung unter dem Siegel einer nicht mehr zu haltenden Verschwiegenheit von sich geben kann, und sieht förmlich, wie ein breiter Tritt auf schmalspuriger Geistesbahn sich behagt. Von jenem Salten kann man wohl sagen, daß er das ganze Register europäischen Denkens zwischen Dostojewski und Karpath beherrscht, aber am ~~echtesten~~ dürfte er doch sein, wenn er in den Fußstapfen des letzteren einhertritt. Der temperamentlose Eifer, mit dem da in einer Sache, die keinen Menschen interessieren würde, selbst wenn sie nicht jedem bekannt wäre, aufbegehrt wird, das endlose Abwickeln einer These, die zu leer ist als daß man Neigung hätte ihr zu widersprechen, das unwiderleglich Nichtssagende, die apodiktische Langweile, die dort, wo sie recht hat, recht hat recht hat recht hat,

12  
H. K. K.

H. K. K.

### Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwache war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Reifen einer Schauspielerin Bedacht genommen wird, die mir auch nach vollbrachter Erweckung ungefähr so viel sagt wie die Pallas Athene vor dem Parlament. Und mit einer Ledernheit, die geradezu Funken sprüht, wird das alles auseinandergesetzt, wobei bloß dem Setzer, der sich nichts dreimal sagen läßt, die Geduld reißt, so daß er justament aus einer Hermione dreimal eine Heroine macht. Recht hat er; wo er recht hat. Dagegen hat er dem Herrn Salten eine Ausführung von geradezu messerscharfer Klarheit durchgehen lassen:

Der ehrenwerte Abgeordnete heißt, wenn ich mich recht erinnere, Steinegger; er ist im täglichen Leben durchaus nicht immer Staatenlenker, sondern eigentlich Unterbeamter bei der Post, und vom Theater versteht er ungefähr so viel, wie ich vom Postwesen. Ich kann nichts dafür, daß ich vom Postwesen nichts verstehe, und der höchst achtenswerte Herr Abgeordnete kann nichts dafür, daß er vom Theater keinen Dunst hat. Er hat sich niemals berufsmäßig mit dem Theater beschäftigt und ich niemals mit der Post. Man darf weder ihm, noch mir einen Vorwurf daraus machen. Aber ich würde es auch nicht wagen, in der gesetzgebenden Versammlung aufzustehen und eine Donnerrede über die Post loszulassen. Ich hätte Angst, nicht nur mich persönlich, sondern das ganze Parlament zu blamieren. Freilich . . . ich bin kein Politiker und kein Parlamentarier. Deshalb — —

Gräßlich. Die Prämisse scheint zu sein, daß Herr Salten etwas vom Theater versteht. Das weiß ich nicht, aber sicher ist, er versteht nichts vom Postwesen, wenn er nicht einmal weiß, daß da nicht mehr zu verstehen ist als daß Briefe nicht verloren gehen und bald ankommen sollen. Wenn vom Theater nicht mehr zu verstehen ist, so dürfte Herr Salten, ohne daß er es weiß, etwas davon verstehen. Es ist der typische Fall der umfassenden Unbildung, die aus lauter Respekt vor dem Spezialfach gerade eins zu fassen kriegt, das keines ist. Die Gefahr, sich mit Spezialfächern einzulassen, die leicht zu beherrschen sind, gelangt an einem pharmakologischen Fall, der dem Herrn Salten zugestoßen ist, zu noch drastischerer Erscheinung. Von Humorlosigkeit sprudelnd, also darin Fachmann, breitet er sich über das Wesen der Komik aus:

Komik vernichtet jede sinnliche, und schon gar jede sentimentale Regung mit derselben unfehlbaren Sicherheit, mit der ein bißchen Blausäure einen Hund oder eine Katze dazu bringt, alle Viere von sich zu strecken. Was mich betrifft, ich habe das Tier im Menschen herzlich gern, in mir wie in anderen, das sinnliche und das sentimentale Tier. Folglich bin ich gegen die Blausäure dieser Komik.

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Ohne jede vernunftmäßige Begründung, nur aus einem Instinkt, den ich nicht zu überwinden vermag. — Und dann packt mich ein Grauen, das sich nicht bemeistern läßt. Wahrscheinlich ist es das Tier in meinem Innern, das nun Angst kriegt, es werde im nächsten Moment alle Viere von sich strecken müssen.

~~Herr Salten~~  
Herr Salten  
freund

Demnach bekäme man nur deshalb nicht Blausäure im freien Handel, weil man damit seinen Hund oder seine Katze gefährden könnte. Was den Menschen betrifft, so würde ein bißchen davon ihn keineswegs dazu bringen, alle Viere von sich zu strecken; da braucht es schon ein ganzes Feuilleton. Aber Herr Salten ist bei weitem nicht so unwissend wie er glaubt, denn er gelangt im weiteren Verlauf des Gedankens zu der Feststellung, daß Frau Werbezirk nicht daran denkt, alte Jungfern in jener ekligen Versüßtheit zu mimen, die wie Blausäure wirkt.

Offenbar also doch auf den Menschen, der freilich nach dem Genuß nur auszusagen pflegt, daß sie unangenehm süßlich schmecke. (Muß man denn aber auch immer naschen?) Doch zum Vergleichszweck war es nötig, das »Tier im Menschen« und zwar sowohl das sinnliche — vermutlich die Katze — wie das sentimentale, das noch schneller draufgeht/— den Hund — zu strapazieren, und später hat Herr Salten »daran« vergessen. Um aber auf besagten Paulsen zurückzukommen, so hat jener schon alles klargemacht, nur nicht sein Urteil über ihn, was eben, da man im gegebenen Zeitpunkt noch nicht sicher weiß, ob er gehen oder bleiben wird, schwierig ist. Das sieht dann so aus:

Nach einer einzigen Saison, die an Konflikten, Krisen und Stürmen, an Krach und Bums, an Affären und Demissionen viel reicher gewesen ist, als an künstlerischen Ereignissen, liegt kein vernünftiger Grund vor, über die direktionalen Talente des Herrn Paulsen in Begeisterung zu geraten. Ein paar Vorstellungen . . . waren so vortrefflich, wie sehr viele Vorstellungen in früheren Jahren auch. Dagegen haben andere Aufführungen . . . an argen Besetzungsfehlern schwer gelitten. Auch ist kein einziger Schauspieler durch die Regie des Herrn Paulsen künstlerisch gefördert, innerlich gesteigert oder entwickelt worden.

#### Jetzt der Übergang:

Diese rein künstlerische Leistung darf man nach seiner ersten Saison von ihm weder verlangen, noch darf man sie ihm anrühmen. Er konnte sie gar nicht verrichten, diese Leistung. Er war überbürdet, wie noch nie ein Direktor.

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwache war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .



## Immerhin:

Er hat das Akademie-Theater in Schwung gebracht und es soll ihm nicht einmal zum Vorwurf gemacht werden, daß er dort fast nur ganz leichte oder ganz seichte Amüsierstücke spielte. Denn er mußte Publikum ins Haus locken und aufs Geschäft sehen.

## Aber:

Das ist ihm glänzend gelungen. Er hat dem Chaos im Burgtheater Einhalt geboten und die Ordnung wieder hergestellt. Schade, daß er dabei zu brüsk, zu kalt, zu wenig schonend verfuhr. ... Immerhin, Herr Paulsen hat eine Riesensarbeit in bewundernswerter Weise bewältigt, er hat den großen, ehrlichen Willen zu unermüdlicher Arbeit gezeigt, er ist unter den jetzigen Umständen der beste Direktor, den man für das Burgtheater wünschen kann und es wäre häßlichster Undank, schlimmer, es wäre ein heillose Dummheit, ihn jetzt aus dem Amt zu drängeln.

Es sind eben Kompromisse nötig, und da kann schon leicht »daran« vergessen werden, was im vorigen Satze stand, oder man »braucht sich nicht erinnern«, wie Herr Salten zu sagen pflegt. Wo er aber den Parteien zum Paktieren zuredet, da wird er wieder so eindeutig, findet wieder die Kraft, mit der er so oft schon zur Arbeit, Arbeit, Arbeit! gemahnt hat, und schließt unter allgemeiner Zustimmung:

Auf beiden Seiten müssen Empfindlichkeiten zurückgestellt werden. Und im Burgtheater muß endlich! endlich! endlich! Ruhe einkehren. Verstanden? Ruhe!! Ruhe!! Ruhe!!!

Verstanden. (Noch wirksamer wäre die Steigerung gewesen: Ruhe! Ruhe!! Ruhe!!!) Und selbst nach dem Abgang Paulsens hallte es nach:

Die Kriegführung Paulsens erinnert an die mit etlichem Tamtam verbundene Kampfesweise Ludendorffs; auch an die weithinschallenden Generalstabsberichte des Generalquartiermeisters von Stein, der im Augustmonat 1914 so fabelhaft viel Erfolg hatte: »... unsere Kanonen donnern vor Namours!« Wißt ihr noch?

Aber natürlich, das war doch damals, als das Feuilleton erschien »Es muß sein!« Als dem Ernst des Lebens in Todesgestalt fingerfertig präliedert wurde und jener vernichtenden Komik, die in Gestalt der Glorie zur Blausäure griff, um so vielfach nicht bloß das Tier im Menschen dazu zu bringen, alle Viere von sich zu strecken. → müßig

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

4 n/publy  
 Man wird sagen, es sei ~~so~~ verkehrt, eine publizistische Bagatelle durch Befassung mit ihr als solche zu erweisen, wie die Überschätzung einer Burgtheaterkrise zu beschreiben. Aber da hätte man, wie immer, unrecht, und dies eben ist von allen Themen das beträchtlichste: daß noch immer so wenige spüren, wie wenig das äußere Maß einer Betrachtung gerecht wird, die den Stoff nicht bejaht, sondern auflöst. Und welches Thema — selbst im engen Horizont rein thematischer Wertung — wäre gegenüber den Megaphonen dieser öffentlichen Meinung wichtiger als die Forderung, dem Lärm entgegenzuwirken, den sie unter jedem Vorwand erzeugen, selbst unter dem, ihn abzustellen? Es ist erschütternd, daß die Leute, die am wenigsten geneigt sind, in den Ausrufern der Wiener Geistigkeit Bagatellen zu sehen, es dann vermögen, wenn ich sie dazu gemacht habe. Dies Resultat ist so vollkommen, daß es ihnen nur mehr als der Beweis erscheint für die Überflüssigkeit, es zu erreichen: nicht sie, sondern ich habe den Gegenstand überschätzt. Mehr kann die polemische Satire nicht verlangen. Die Sache, die der Angriff des Einfallslosen vergrößert, erscheint der Phantasielosigkeit als des Angriffs würdig; ich lasse sie als Bagatelle zurück. Gegen alle Optik der Quantität vermag es die Sprache, die auf zehn Seiten knapp ist, wenn das Geschwätz eine einzige verschwendet hat.

1/5  
 Aber es braucht zwanzig und gibt noch nicht die Ruhe, die es in den Angelegenheiten des Burgtheaters für notwendig hält. Der Wohlgenuthforscher hat durch die Affaire Bleibtreu-Mejdelsky neue Beschäftigung bekommen. Er röchelt nur noch:

— — und gehen daran, die Feindseligkeiten gegen das Burgtheater zu eröffnen. (Kinder... Kinder... könnt ihr denn nicht Ruhe halten?)

— — — Ich las das Zeug, ohne es auch nur einen Moment zu glauben. Jetzt aber machen die beiden Damen richtig Ernst.

Was wollen Sie erreichen? Das Burgtheater nicht zur Ruhe kommen lassen?

— — — Jede von ihnen wird dringend benötigt, wird außerordentlich verehrt und könnte zufrieden sein. (Kinder... Kinder... könnt ihr denn nicht Ruhe halten?) Befinden wir uns denn wirklich einem Bündnis Bleibtreu-Mejdelsky zur Vertreibung einer jüngeren und schöneren Kollegin gegenüber?

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsofopfer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

— — — Dazu sagt ihr Rechtsanwalt: »Meine Mandantinnen lassen sich eine derartige Behandlung nicht gefallen.«  
 Ja um Gotteswillen, was für eine Behandlung? — — —  
 Da muß ihnen doch in aller Ruhe — — —  
 Das Burgtheater braucht ruhige Arbeit — — —

— hat!

Diese absolute Impotenz, den Ausdruck selbst einer so dürftigen Ansicht zu finden, bewirkt, daß noch in der Satire:

Entsetzlich! Und da der Himmel nicht eingestürzt ist, ein Erdbeben weder die schuldigen Behörden noch Frau Wohlgemut verschlungen hat — — —

1/8

mehr tierischer Ernst vorhanden ist als in der Gefühlsmaterie, die sie angreift. Und das geht täglich so weiter:

H m Jaffar  
Hirnschind

Das Burgtheater — man muß es wieder und wieder sagen — braucht vor allem einmal Ruhe.

[ Ein Mausl.

Minsky

Hul

[

[

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Notiz

AK

1.1

72

~~Es dürfte sich so verhalten!~~

Wie Herr Auernheimer meint:

Auch die übrige Darstellung des Werkes, das in schönen, sich rasch aufblätternden Bildern vorüberzieht, hält sich durchaus auf der Höhe des Burgtheaters, und zwar nicht nur des neuen, sondern auch des vielgerühmten alten und ältesten Burgtheaters. Wir wissen nur noch durch die Überlieferung etwas von Anschütz, dem vergötterten Heldenvater der Laube-Zeit, aber den Johann von Gaunt könnte er unmöglich würdiger, väterlicher und in einer edleren Haltung gespielt haben als Reimers, der in dieser hochaufragenden Greisengestalt sich zur Höhe eines Anschütz und Sonnenthal emporstreckt.

12/11/1901

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .



die letzten 10 Min. sind nicht

2) Jacobs

1.1

### Notizen

Wenn schon die Oper »Hoffmanns Erzählungen« als verkitschter Hoffmann bezeichnet werden muß, so ist das Kreislerstück Kitsch zum Quadrat.

3.1

Dies mag sein; jenes ist so falsch, daß man heute nur den »Sandmann« und den Olympia-Akt zu vergleichen braucht, um eher dort den Eindruck eines verkitschten Offenbach zu haben. Noch nie dürfte das Wesentliche eines Originals — in dessen Breite der Schauer sich verflüchtigt, — so herausgearbeitet worden sein wie in dieser Barbier'schen Grundlage für einen Musiker, der mit einem Ton — einem »ein'gen Blick durchs Fenster« — diese ganze Automatenwelt und -liebe, alles was der Erzähler gewollt hat und weit mehr, zur Gestalt bringen konnte. Freilich hat auch die ebenbürtige Feinfühligkeit einer Inszenierung wie der Gustav Mahlers dazu gehört.

\* \* \*

4.1)

Kerr, der Schwarm von Berlin WC, ist von Mosse, bei dem es nicht so wie bei armen Leuten ist, in die große Welt geschickt worden, um ihr einmal Deutschland von einer sympathischen Seite zu präsentieren. Besonders gut hat er sich in England ausgenommen, aber auch die Spanier fanden ihn sehenswert. In einem der XXVII Absätze — sie sind alle nummeriert und es kann deshalb keiner fehlen — sagt er vom Cid :

#### XIV.

— Am Tor hängt er, mit seinem Vollbart. »Pavor Maurorum« — der Maurenschreck.

Herr Kerr hats nötig. Es gehört schon eine Portion Kühnheit dazu, und eine, die direkt an den Cid gemahnt, im Hause des Hängenden vom Bart zu sprechen. Aber wie er's — Pavor Hispaniorium — mit den Helden aufnimmt, so beugt er sich vor den Holden:

## Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischsten Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsachronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwehrgesellschaft war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgeschehen. . . .

Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.

## XXVI.

Frau M. L. K., königlicher und holder — bei Gott! — als Goÿas unkönigliche Maria Luisa, fuhr uns nach dem Escorial von Madrid. Zur Hochfläche stieg auf umlüftetem Weg das Auto (ohne, wie bei Philipp, in ein da fé zu entarten).

— — Wir fühlen das Glück einer menschlichen Begegnung.

Das aber Herrn Kerr doch nicht an einem Witz verhindern konnte, der zum Totlachen ist und naturnotwendig entsteht, wenn der Kurfürstendamm sich im Escorial auszukennen beginnt. Da hätte Philipp vielleicht nicht gleich zur ultima ratio gegriffen, doch immerhin dem Herrn Kerr vergönnt, mindestens zehen Jahre Zeit fern von Madrid darüber nachzudenken, aber auch nach Ablauf dieser Frist nicht wiederzukommen.

\* . \*

In Nr. 608-612 war ein nicht unmittelbar übernommenes Zitat aus einer Kritik von Monty Jacobs (was tatsächlich ein Maskulinum ist) enthalten, und zwar in dem Sinne, als ob dort die Hervorhebung des femininen Charakters von Moissis Richard II. in lobender Absicht geschehen wäre. Diese Annahme konnte und mußte sich aus dem Umstand ergeben, daß der Wiener Verehrer der Moissi, der es in seiner Zeitung zitiert hatte, doch offenbar von der freundlichsten Absicht geleitet war. Nun wird mir versichert, daß eine solche im Zusammenhang des Originals sich keineswegs nachweisen lasse. Herr Monty Jacobs war also mit der Ricarda II. nicht einverstanden, der Wiener Tölpel hat es aber für ein Kompliment gehalten; was den Humor der Sache verschiebt, doch auch verstärkt. Jener scheint sich indes auch sonst nicht ganz klar auszudrücken und vielleicht hat wieder der Berliner Leser unrecht, der in dem Folgenden eine Reaktion auf die Bemerkung der Fackel erkennen will. In einem törichten Artikel über Berthold Viertel's »Truppe« — von deren Regisseur ich als Zeuge einer halben Stunde Probearbeit den Eindruck gewann, daß er vom Wort her und zum Wort hin der Mann wäre, mit dem ganzen neudeutschen Theaterbetrug aufzuräumen, während die Berliner Kommiskritik findet, daß er von Shakespeare »ablenke« — in seiner Vossischen Zeitung also deutet der Herr Monty auf irgend etwas wie folgt hin:

2.)  
 76

## Personalmachtichten

(Hans Liebstöck) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Sellingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein dritiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, im mehrhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopfer. Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.

Wenn irgend ein Schufferle uns Kritiker schmähen möchte, indem er uns mit den Tragödien unserer Zeit zusammenspannt, so lachen wir fröhlich über den Streich, den ihm Ignoranz und blinde Rachsucht spielen. Denn niemals zuvor war die deutsche Bühnenkunst so reich an Temperamenten und Persönlichkeiten wie eben jetzt.

Man kann sich eigentlich gar nicht vorstellen, daß damit auf mich gezielt sein soll, da doch zu einem Schufferle vor allem jene feigste und schmierigste Anonymität des Angriffs gehört, die den Angegriffenen nicht nennt, und die ist nun in der Regel nicht meine Sache. Auch die blinde Rachsucht träfe so ganz und gar nicht zu, da mir ja Monty nichts angetan hat, sondern im Gegenteil, wie ich wenigstens immer hörte, mein »Verehrer« war. Blicke nur die Ignoranz. Denn tatsächlich habe ich nicht gewußt — und werde eben erst darauf aufmerksam gemacht —, daß die deutsche Bühnenkunst niemals zuvor so reich an Temperamenten und Persönlichkeiten war wie »eben jetzt«. Warum hab' ich das früher nicht gewußt! singt Blaubart. Und ich würde immer noch zweifeln, wenn nicht der Monty Jacobs ein so überaus zuverlässiger Gewährsmann auf dem Gebiete und Kenner sämtlicher früheren Epochen der deutschen Bühnenkunst wäre. Ich hatte von einer Hurenzeit gesprochen und vermutet, daß ein Kritiker, der sich öffentlich Monty nennt und dem ein weiblicher Richard gefällt, zu ihr gehöre. Es stellt sich heraus, daß ein solcher auch ihm mißfällt, daß er also eigentlich ganz wie ich mit einer Epoche unzufrieden ist, deren berühmtester Schauspieler so aussieht. Aber es stellt sich des weiteren heraus, daß er trotzdem nicht nur ihren vollen Persönlichkeitsgehalt anerkennt, sondern geradezu ihre Überlegenheit über alle Vorzeit, deren Theaterproduktion der Herr Monty Jacobs seit Gründung der Vossischen Zeitung, also sagen wir seit der Neuberin, überschaut hat. Und so ist es zum mindesten einleuchtend, daß Matkowsky hinter dem weiblichsten Richard von heute und — nach dem Unisono Berlins und Wiens — vor allem die anmutigste Rosalinde von ehemals hinter dem Fräulein Bergner zurückbleibt. »Uns Kritikern« kann keener. Denn wenn der Berliner Literat von heute nichts weiß, so weiß er doch Bescheid, und zwischen »niemals zuvor« und »eben jetzt« souverän verfügend, braucht dieses Bescheidwissen nur



## Personalmachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfritcher Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfritcher Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein bittiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsachronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, im mehrin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Balfisil. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopfer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

und Kommandant  
Jahresbericht  
Und im  
letzten  
so  
samt  
hat  
ganz  
Todesstrafe  
Balfisil  
ausgiebig  
Geschicklichkeit  
sagen, im  
schwer,  
Mordaffären  
ein  
Nachfolger  
Zustand  
hochgradiger  
ist der  
(Scharfritcher  
in der »Wiener  
(Hans Liebstöckl)  
Personalmachrichten  
21  
Wenn irgend ein  
et was mit dem  
höchlich über  
spielen. Denn  
reich an

auf drei Buchstaben in der Mitte verzichten, um die Werte der Vergangenheit — also sagen wir: so zu verlassen, wie man in Berlin W C die Gegenwart anzutreffen wünscht.

\* \* \*

Es gibt in Berlin einen Feuilletonisten, der mit leichter Hand ganz appetitliche Windbäckereien zustandebringt, die substanzlos genug sind, um einem nicht im Magen liegen zu bleiben, und der heißt Auburtin. Der Mann übernahm sich, ging auf Reisen und ward, auf die satirische Betrachtung realer Verhältnisse angewiesen, zum Obertäng. Flacheres, Überheblicheres und unfreiwilliger Komisches ist selten produziert worden als diese Reisebriefe aus Wien und Budapest und schallender war nie eines Saales Heiterkeit, als jene, die ich durch das Zitat von den Erzherzögen, die weiland den Kammerkatzen nachstellten, geweckt habe, während wieder die Süffisance, mit der dieser Humorist über Peter Altenberg zu sprechen wagte, die entsprechende Aufreizung schuf. Nun gelangt eine mit Bleistift geschriebene Karte, die den Aufdruck »Redaktion des Berliner Tageblatt« trägt, an die Adresse der »Redaktion der Fackel« — zwei Redaktionen! — und enthält den folgenden Text:

Berlin, 29. 7. 23

Sehr verehrter Herr Kraus. Heute sagt mir einer telephonisch, Sie hätten über mich so einen guten Artikel geschrieben, den ich lesen mü s s e. Ja aber: d. Fackel leuchtet nicht in Berlin. Und da habe ich e. gr. Bitte: Könnten Sie mir die Nummer nicht senden? Sie täten das einem Manne, der zu Ihren eifrigsten Bewunderern gehört. Wie oft habe ich in der jahrelangen Gefangenschaft auf Corsica Ihre Artikel gelesen! Es waren viele Österreicher im Lager und die erhielten die Fackel, eingeschmuggelt in Conservenbüchsen. Also seien Sie so gut. Herzlichen Dank im Voraus

Ihr ergebener  
Victor Auburtin

Die Antwort war der folgende Brief:

Wien, 16. August 1923.

Herrn Victor Auburtin

Redaktion des Berliner Tageblatt  
Berlin S. W. 19  
Jerusalemmer Straße 46—49

Sehr geehrter Herr!

Ihre Bitte, die wir dem von Wien abwesenden Herrn K. übermitteln haben, beruht offenbar auf einem Mißverstehen der Angaben,

## Personalmeldungen

(Hans Liebstock) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montag-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Sellingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivchronik abgeschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswerthes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Batisst. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopfer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.



die Ihnen irgendjemand telephonisch gemacht hat. Wenn dieser Ihnen wirklich gesagt hat, Herr K. habe einen »so guten Artikel über Sie geschrieben, den Sie lesen müssen«, so war es gewiß jemand, der Ihnen nicht wohl will. In der Fackel ist kein Artikel »über« Sie erschienen, allerdings aber eine Reihe von Glossen, in denen von der langwierigen Gelegenheit Ihrer Wiener Plaudereien aus der Typus des auskennerischen Berliners auf Reisen dargestellt wurde. Was immer Ihnen darüber durchs Telefon erzählt wurde, so hätten Sie als Kenner der »Fackel« doch vermuten können, daß Herr K. keine essayistische Würdigung Ihrer literarischen Persönlichkeit geschrieben haben dürfte. Wenn Sie sich das Heft auf dem richtigen Wege — durch eine Buchhandlung oder durch den Verlag: was ja, wiewohl die Fackel in Berlin nicht »leuchtet«, immerhin möglich ist — verschafft haben, so werden Sie zu der Einsicht kommen, daß die Bitte an den Autor jener Glossen wohl der Zumutung gleichkommt, die öffentliche Unfreundlichkeit, zu der er verpflichtet ist, um eine private zu vermehren, zu der er nicht berechtigt ist und nicht den geringsten Anlaß hat. Da Sie diese Bitte aber mit dem Umstand begründen, daß Sie einer seiner eifrigsten Bewunderer seien, so gestatten Sie ihm wohl die Bemerkung: er weiß nicht, ob dieser Umstand oder die menschlich gewiß noch erheblichere Tatsache einer jahrelangen Kriegsgefangenschaft dem Zustandekommen Ihrer Reiseplaudereien (in jeder Zeile und nicht bloß in der über Peter Altenberg) grimmiger zu widersprechen scheint.

Hochachtungsvoll  
Verlag »Die Fackel«

Dieser Brief kreuzte sich mit einer Karte, die äußerlich wie die erste beschaffen war:

Berlin, 15. August 1923

Hochverehrter Herr Kraus. Mein Freund hat mir nun doch die »Fackel« geschickt. Allmächtiger, wie war ich erschrocken. Nicht, weil Sie genau das Gegenteil von dem verstanden haben, was ich schrieb — daran bin ich bei meinem undeutsch klaren Styl gewöhnt; auch nicht weil Sie mir alles im Munde umdrehen (so haben Sie mir das Zimmermädchen im Mund umgedreht) . . . nein weil Sie mich mit Worten wie »Culturfacten« »einzigartig« »Anstand nehmen« »Localaugenschein« behandeln. Wie wütend müssen Sie sein, wenn Sie — Karl Kraus! — zu solchen Waffen greifen! Und ich bleibe doch Ihr Sie aufrichtig verehrender

Victor Auburtin

Es gibt drei Formeln, die immer bei einer Befassung mit dem deutschen Geistesleben verwendbar sind. Zwei davon: Ausgerechnet und Außer das! kommen schon in diesem Hefte vor; bliebe noch: Weit gebracht. Der Herr Auburtin, der es

### Personalmeldungen

(Hans Liebstock) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

seinem französischen Namen schuldig zu sein glaubt, »Cultur«, »Facten«, »Local« zu schreiben, und dementsprechend auch vermutet, daß ich seinem undeutsch klaren »Styl« nicht gewachsen bin, ist offenbar auch der Meinung, daß wir, Angehörige zweier Redaktionen, Collegen sind und daß er mit mir, den er auf Postkarten belehren darf, Feuilletonisten gehütet habe. Wenn Herr Auburtin behaupten kann oder will, daß in den lückenlosen Nachdrucken seiner Reiseplaudereien, die ich mit schmeichelhaftem Vorwort in Wiener Blättern gefunden hatte, Entstellungen enthalten waren, daß ihm also dort das Zimmermädchen, das der Schäker nicht ansah, weil es nicht hübsch war, oder die zigarettenkaufende Nonne, die den Kammerkatzen nachstellenden Erzherzöge, die Grabendamen, die knurrenden Japaner, die bei lebendigem Leib in Scheiben geschnittenen Langusten oder der auf das Niveau eines solchen Plauderers herabgesetzte Altenberg »im Mund umgedreht« waren, so bin ich zu jeder gewünschten Richtigstellung bereit. Daß ich das Gegenteil von dem verstanden hätte, was ich gedruckt las, solches anzunehmen wäre natürlich eine Albernheit, wenn der Styl des Herrn Auburtin noch undeutsch klarer wäre und nicht so deutsch klar, daß ich eben in ihm den unverfälschten Obertäng erkannte. Weil ich freilich deutsch unklar schreibe, so hat mein Bewunderer nie eine Zeile von mir verstanden, was er, wenn ich ihn verstehe, durch den Wunsch beweist, auszudrücken, daß Worte wie: »Kultur-fakten«, »einzigartig«, »Anstand nehmen«, »Lokalausweis«, unedles, sagen wir zeitungswortliches Wortmaterial seien, und er hätte vielleicht mit dem letzten Beispiel, wenn er aber will, mit allen Recht. Indes wenn Herr Auburtin mich bisher verehrt hat, weil er in dem Glauben war, daß es mir um die Veredlung, Reinigung oder Neuschaffung der Sprache zu tun ist, in der ich die Welt, die so spricht, abbilde, und daß ich davor zurückscheuen würde, sie in der Sprache des Berliner Tageblattes sprechen zu lassen, so muß er eben eine Enttäuschung an mir erleben. Ich treffe ihn wohl ins Innerste, wenn ich ihm gestehe, daß ich keinen Anstand nehme, das Wort »einzigartig« als solches für gar nicht so übel zu halten. Daß ich jahraus jahrein nichts anderes tue als Kultur-

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

fakten sammeln und darstellen, zu denen eben auch seine Reisebriefe gehören, und daß ich nicht daran denke, auf den Lokalausweis, den mir seine Sphäre jeden Tag bietet und den sie nun einmal hat, zu verzichten. Er scheint mir seine Verehrung nur aus dem Grunde zu erhalten, weil er vermutet, daß diese Ausdrücke bloß Entgleisungen waren, die daraus zu erklären seien, daß ich »wütend« war. Auf die Gefahr hin, von einem Angehörigen des Berliner Tageblatts nunmehr für seinesgleichen gehalten und infolgedessen nicht mehr verehrt zu werden, muß ich diesen Grund zu meiner Entschuldigung ablehnen. Gänzlich abgesehen davon, daß ich auf ihn durchaus nicht wütend war, sondern im Gegenteil schon lange nicht in so heiterer Verfassung wie damals als ich von Erzherzögen, Langusten und Nonnen las, gestehe ich ohneweiters ein, daß ich jene Ausdrücke bei ruhigster Überlegung zu gebrauchen pflege. Herr Auburtin tut so, als ob sein tiefstes Ehrgefühl, nämlich sein Sprachgefühl, das er unstreitig vor mir voraus hat, durch diese Worte getroffen wäre, und er kann nur an eine Sinnesverwirrung glauben, die mich »zu solchen Waffen greifen« ließ. Aber selbst wenn ich überhaupt »Waffen« gegen Herrn Auburtin angewendet hätte, das schlechte Wortmaterial, das er mir vorweist, hat doch als Inhalt nicht das geringste mit einem Angriff auf seine Person zu tun. Es ist zu putzig, und ich vermute, daß Herr Auburtin nur darum so undeutlich klar schreibt, weil er es vermeidet, nachzudenken. Er hätte sonst schon die erste Karte an mich unterlassen, ja gleich beim telephonischen Anruf seines Freundes sich eine zulängliche Vorstellung von dem, was er »lesen müsse«, gebildet. Vor allem aber würde er dann auch wissen, was er nicht schreiben muß, um der beliebte Beobachter des Berliner Tageblatts zu bleiben und sich nicht in Gegenden zu begeben, wo ich zu beobachten pflege.

H. v. C. v. C.

14./VI. 1923

Sehr geehrter Herr,

ich wende mich an Ihre Loyalität: nehmen Sie (und bringen Sie wenn möglich) zur Kenntnis, daß die banale Wendung »der destructive Kraus« von mir nie gebraucht worden wäre. Ich hatte das

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwache war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Wort destructiv unter Anführungszeichen gesetzt, die im Druck ausblieben, wie denn in dem gleichen, von mir nicht korrigierten Artikel auch andere Fehler entstanden sind. Daß es sich so verhält, verbürge ich mit meinem Wort; die Redaktion der »Stunde« kann es bestätigen.

Mit aller Hochachtung

Dr. Paul Stefan

Die Loyalität, die er anspricht und in der er sich nicht getäuscht hat, verzichtet durchaus auf Gegenseitigkeit: es ist dem Herrn Stefan, dessen Artikel erst durch mein Zutun korrigiert werden und dessen Satz immerhin nach der Druckfassung interpretiert werden durfte, nicht im Schlaf seiner Züricher Leser eingefallen, die ihm gleichzeitig erteilte Belehrung über die Manifest-Stelle des Aufsatzes »In dieser großen Zeit«, die er als Kriegslob zu interpretieren sich vermessen hat, zu ihrer Kenntnis zu bringen.

In Nr. 622—631, S. 44, Z. 18 v. u. lies statt »Boomeester«: *Bouwmeester*; S. 53, Z. 5 statt »ausgezeichneten«: *ausgezeichneten*; S. 113, Z. 18 statt »Naturgewalten«: *Naturgewalt*; ebda. Z. 14 v. u. statt »einer«: *einen*; S. 147, Z. 16 statt »erfährt«: *erfahren*; S. 156, Z. 19 v. u. statt »politsche«: *politische*; S. 159, Z. 8 v. u. statt »vierzigjährigjährige«: *vierzigjährige*; S. 162, Z. 2 v. u. statt »Balletgraf«: *Ballettgraf*; S. 193, Z. 10 statt »zu«: *zur*; S. 193, Z. 16 v. u. statt »Zeit«: *Zeit*.

Der S. 26 ff. zitierte Artikel über Sinclair ist nicht, wie S. 25, Z. 10 v. u. angegeben, in der sozialistischen Zeitung »Das Volk«, sondern in der kommunistischen »Neuen Zeitung« erschienen.

In Nr. 608—612, S. 54, Z. 6 v. u. statt »z wider«: *z'wider*.

In Nr. 613—621, S. 56, Z. 15 v. u. statt »Wie 's«: *Wie s'*; S. 106, Z. 21 fehlt das Anführungszeichen.

In Untergang der Welt durch schwarze Magie lies: S. 16, Z. 8 statt »Stupidität«: *Stupidität*; der in Nr. 613—621, S. 150, Z. 4 v. u. korrigierte Druckfehler auf S. 306 steht nicht »Z 19 v. u.«, sondern Z. 19; der ebenda auf S. 151, Z. 11 korrigierte Druckfehler »auf« (S. 440, Z. 12 v. u.) ist nur in einem Teil der Auflage enthalten.

In den Letzten Tagen der Menschheit S. 384, Z. 7 v. u. statt »unentwegt«: *unentwegt*.

Im Traumstück, S. 15, Z. 6 v. u. nach »verdammten,« das Komma zu streichen.

\* \* \*

[T. 113] *Programm von S. Mei April 1901, Kern«: für Amateure.*

### Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwache war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .



Der »Verlag der Schriften von Karl Kraus« (Kurt Wolff), München und Leipzig, ist im August aufgelöst worden und seine Rechte sind auf den Verlag »Die Fackel«, Wien und Leipzig, übergegangen. Die Neuauflagen der vergriffenen Auflagen werden vorbereitet. 8)

Wolkenkuckuckshcim, phantastisches Versspiel in drei Akten auf Grundlage der »Vögel« von Aristophanes (mit Beibehaltung einiger Stellen der Chöre in der Schinck'schen Übersetzung), entstanden Ende Juni bis Mitte Juli 1923, ist am 10. Oktober erschienen. 8.)

\* . \*

(#)  
8.  
10.

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfritcher Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfritcher Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsachronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswerthes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopfer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.

### Personalmachrichten

1,359.720 war  
 der Reinertrag  
 vom 4. Februar  
 Tantieme vom 4. Februar war  
 1,921.660.  
 (In Nr. 613-21 waren  
 6,287.591 Tantiemen  
 und 1,359.720  
 Reinertrag  
 ausgeteilt.)  
 — 85 —

(Krieg!  
 + 25 von ?)  
 durch Verlagsveränderung

Seit Juni wurden die folgenden Beträge abgeführt:  
 Zwei notleidenden Familien (K 850.000) und der Ausspeise-  
 aktion der Favoritner Kinderfreunde (377.500) K 1,227.500. (Dieser  
 Betrag ist die Tantieme der öffentlichen Generalprobe der »Letzten  
 Nacht«, die in der in Nr. 613—621 ausgewiesenen Summe noch  
 nicht enthalten war. Dort sind außer der Tantieme der Erstaufführung  
 nicht die von »11«, sondern nur von 10 Aufführungen verzeichnet.  
 Die Gesamtsumme der wohlthätigen Zwecken zugewendeten Wiener  
 Tantiemen aller zwölf Abende beträgt demnach nicht K 6,287.591  
 (= 1,359.720 + 4, 365.931), sondern K 7,515.091.)

Der notleidenden Familie R. (Spende von Frau M. W.) K 500.000.  
 Dem Verein »Tschechisches Herz« den Restbetrag einer  
 ermäßigten Visumgebühr K 229.360.  
 Der Rettungsgesellschaft und dem Spital der Barmherzigen  
 Brüder (Spende von Dr. F. B.) K 200.000.  
 Dem Haus des Kindes (Porti, Spenden, Abonnementreste,  
 Erlös aus Rezensionsexemplaren, Autogrammen etc.) K 363.460.  
 Notleidenden in Innsbruck: durch den Verlag des »Brenner«  
 unter der Chiffre »Karl Kraus« K 4,165.000.  
 Von dem Ertrag der Vorlesungen 5. und 9. Oktober an die  
 unter den Programm-Notizen angegebenen Zwecke: K  
 Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: K  
 č K , M , belgische Fracs. 5.

1,921.660

372.460

Der auf S. 65 erwähnte <sup>auto</sup>rechtliche Eingriff, den das  
 »Neue Reich« des Herrn Eberle an dem von Ludwig Ficker  
 herausgegebenen »Brenner« begangen hat, betrifft einen Aufsatz  
 von Theodor Haecker, von dem er einen wesentlichen aber ent-

Wagner

10.1  
 11. April  
 L r L

L 8

## Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswerthes mit rascher sagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgespieler: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.

84

Mittlerer Konzerthausaal, 5. Oktober, 7 Uhr:

84 } I. Carlyle: Revolution. (Zwei Absätze). — Inschriften: Den Monarchisten; Österreichs Pietät; Die Kriegsgurgel (2.); Schluß! Etymologie / Gut gegeben / Es kann kein Zufall sein / Hatte jener auch dieses reiflich erwogen? / Die steirische Nachtigall / Eine Spezialität. — Bismarck-Wort. — Die heilige Valuta / Die geschäftlich vorzüglich fundierte Festnummer / Dieselbe. — In diesem Land, — Aus: Das österreichische Selbstgefühl (S. 17—26. Anknüpfung: Herr Rudolf Hans Bartsch hat den Zeitpunkt des Verfalls der Mark aussersehen, um an das österreichische Selbstgefühl zu appellieren. Unter anderem hat er den Gedanken . . . L

II. Zu Ehren eines Mitgliedes der Regierung unter Teilnahme der Minister / Die Sensation / Ein von der Kammerfrau der Duse hinausgeworfener Interviewer. — Inschriften (mit Musik von Mechtilde Lichnowsky): Dichterschule; Zusammenhänge; Prestige; Das siebente Gebot; Schlechter Tausch: Nibelungentreue; Umsturz; Wohnungswechsel (wiederholt).

III. Metaphysik der Haifische.

Ein Teil des Ertrages für das Kinderhilfswerk »Ferienheim« (IX. Türkenstraße 17) und für Notleidende.

Seit Juni wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Zwei notleidenden Familien (K 850.000) und der Ausspeiseaktion der Favoritner Kinderfreunde (377.500) K 1,227.500. (Dieser Betrag ist die Tantieme der öffentlichen Generalprobe der »Letzten Nacht«, die in der in Nr. 613—621 ausgewiesenen Summe noch nicht enthalten war. Dort sind außer der Tantieme der Erstaufführung nicht die von »11«, sondern nur von 10 Aufführungen verzeichnet. Die Gesamtsumme der wohlthätigen Zwecken zugewendeten Wiener Tantiemen aller zwölf Abende beträgt demnach nicht K 6,287.591 [= 1,921.660 + 4,365.931], sondern K 7,515.091.)

Der notleidenden Familie R. (Spende von Frau M. W.) K 500.000.

Dem Verein »Tschechisches Herz« den Differenzbetrag einer ermäßigten Visumgebühr K 229.360.

Der Rettungsgesellschaft und dem Spital der Barmherzigen Brüder (Spende von Dr. F. B.) K 200.000.

Dem Haus des Kindes (Porti, Spenden, Abonnementreste, Erlös aus Rezensionsexemplaren, Autogrammen etc.) K 380.460.



unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig, und der darum selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Fofel und Pette, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausei-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierteren Welbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusage des Hefes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird, oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschäftigt hat er sich daraufhin mathematisch nicht, aber schon die belläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wette möchte, daß das Neue Wiener Journal zu ansständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hatte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

*Dem Herrmann & Pöschel (Z. abzug) = der Herrmann & Pöschel) K.....  
[Die Herrmann & Pöschel für Holzer = Herrmann (Abdruck Atcher Jöil = Herrmann,  
Christmann, Kuby R. d. d. d.) K.....*

72

— 86 —

Notleidenden in Innsbruck: durch den Verlag des »Brenner«  
unter der Chiffre »Karl Kraus« K 4,165.000.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 5. und 9. Oktober an die  
unter den Programm-Notizen angegebenen Zwecke: K

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: K

č K , M , belgische Fracs. 5.

\* \* \*

Der auf S. 65 erwähnte urheberrechtliche Eingriff, den das  
»Neue Reich« des Herrn Eberle an dem von Ludwig Ficker  
herausgegebenen »Brenner« begangen hat, betrifft eine Arbeit  
von Theodor Haecker, von der es einen wesentlichen, aber ent-  
stellten Teil als Originalbeitrag veröffentlichte. In äußerst humor-  
vollen Briefen an den »Brenner«, der ihn zur Rechenschaft zog,  
wehrte sich der Herr Eberle gegen die Möglichkeit, trotz seiner  
katholischen Gesinnung für einen tüchtigen Journalisten gehalten  
zu werden, und verwies, ehe er sich zu Erklärung und Sühne  
herbeiließ, auf eine empfehlende Notiz, die er irgendeinmal über  
Haeckers Schrift gebracht habe und die den Satz enthielt:

Es lebt sich da eine Art katholischer Fackelkraus aus.  
Ein hochbegabter, vielbelesener, die Sprache mit hoher Kunst hand-  
habender Schriftsteller —

Kennzeichnet allein schon der Gebrauch des Wortes »Fackel-  
kraus«, das der Wiener Geistesloake, dort wo sie am undefinier-  
barsten ist, zugehört, das Niveau dieses Gottesstreiters, so wird  
die Gesinnung, die es hier gebraucht und damit eine Anerkennung  
vorgibt, durch den folgenden Kulturseufzer illustriert, den der  
Herr Eberle ein andermal unternommen hat:

In der neuen Heimat eine kulturelle Barbarei nach der andern: Der  
Fackelkraus in den Zeremoniensälen der Hofburg Verlästerungen  
der Habsburger deklamierend, Laxenburg von Schiebern besetzt,  
Schönbrunn an Marxisten und Juden vermietet usw.

Zu denen offenbar Herr Weiskirchner gehört. Immerhin habe  
ich, um die kulturelle Barbarei ein bißchen zu paralysieren, den  
Neuen Reicheberle dazu gebracht, 75.000 Kronen einem von  
Erblindung bedrohten Parteigenossen zuzuwenden. Nicht viel,  
aber vom Herzen.

\* \* \*

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftheit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausei-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wüßte, daß er das Neue Wiener Journal zu ansständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasensüßer von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hatte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasensüßer geschrieben



stellten Teil als Originalbeitrag veröffentlichte. In äußerst humorvollen Briefen an den ‚Brenner‘, der ihn zur Rechenschaft zog, wehrte sich der Herr Eberle gegen die Möglichkeit, trotz seiner katholischen Gesinnung für einen tüchtigen Journalisten gehalten zu werden, und verwies, ehe er sich zu Erklärung und Sühne herbeiließ, auf eine empfehlende Notiz, die er irgendeinmal über Haeckers Schrift gebracht habe und die den Satz enthielt:

Es lebt sich da eine Art katholischer Fackelkraus aus. Ein hochbegabter, vielbelesener, die Sprache mit hoher Kunst handhabender Schriftsteller — —

Kennzeichnet allein schon der Gebrauch des Wortes »Fackelkraus«, das der Wiener Geisteskloake, dort wo sie am undefinierbarsten ist, zugehört, das Niveau dieses Gottesstreiters, so wird die Gesinnung, die es hier gebraucht und damit eine Anerkennung vorgibt, durch den folgenden Kulturseufzer illustriert, den der Herr Eberle ein andermal unternommen hat:

In der neuen Heimat eine kulturelle Barbarei nach der andern: Der Fackelkraus in den Zeremoniensälen der Hofburg Verlästerungen der Habsburger deklamierend, Laxenburg von Schiebern besetzt, Schönbrunn an Marxisten und Juden vermietet usw. — 1/2  
— 1/2

Zu denen offenbar Herr Weißkirchner gehört. Immerhin habe ich, um die kulturelle Barbarei ein bißchen zu paralisieren, den Neuen Reicheberle dazu gebracht, 75.000 Kronen einem von Erblindung bedrohten Parteigenossen zuzuwenden. Nicht viel, aber vom Herzen. ? 1/2

\* \* \*

In einer deutschen Zeitschrift ist zu lesen: 12.1

Freiheitskämpfer! Mehr Front gegen die Journaille, sie ist die Hure des Kapitals. Fördert die Verbreitung folgender Zeitschriften: Die Aktion, Berlin . . . . Der Lichtbringer, München . . . . Erkenntnis und Befreiung, Klosterneuburg b. Wien . . . . Die Schöpfung, Düsseldorf . . . . Alarm, Hamburg . . . . Die Welt am Montag, Berlin . . . . Die Fackel, Rue des Francis-kaine 42, Mulhouse — —

Da kann man wirklich nur das schlichte deutsche Wort sagen: Ausgerechnet. [Handwritten signature]

\* \* \*

[Handwritten signature]

## Personalmachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Repert über Theater und Musik

in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren,

ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an

hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein

Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den

Nachfolger Selingers bernen und versah mehr als

ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle

Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abgeschlossen. Es ist

schwer, seiner Tätigkeit Lobenswerthes nachzu-

sagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher

Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im

Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war,

ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog

u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten

Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Anhebung der

Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine

Memorien. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopfer: Die

Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur

verhindert.

13

In diesem Heft mußten, weil es sonst noch lange nicht erschienen wäre, einige Lieblinge zu kurz kommen. Das müssen sie einsehen; ich tue das Erdenklichste, aber selbst wenn ich mich verhundertfache, bleibt immer noch viel und oft das Liebste ungetan. Großmann könnte verstimmt sein. Aber er soll wissen, daß ich viel auf dem Herzen hatte und daß in erotischen Angelegenheiten alles Warten ein Gewinn ist. Liebstöckl, für den ich ihn nicht verlassen habe, fühlt sich gleichfalls vernachlässigt. (Kinder . . . Kinder . . . könnt ihr denn nicht Ruhe halten? sagt Salten, auf den ihr ganz mit Unrecht eifersüchtig sein werdet. Und wenn ihr glaubt, daß ich Bahr zu viel Aufmerksamkeit gewidmet habe, so irrt ihr. Er verdient es und ich hätte ihm noch viel mehr zu sagen. Was ich nicht vertrage, ist dieser ungebärdige Anspruch auf meine Beachtung. Wie soll man da nur nachkommen? Einer wird es gar nicht glauben können, daß ich diesmal an ihm vorübergegangen bin: Wessely, der inzwischen doch das Äußerste geleistet hat, um meine Aufmerksamkeit zu verdienen. Er hat dem Herausgeber der Neuen Freien Presse die Milliarde gerettet. Ich hatte versprochen, zu ~~der~~ Gelegenheit dieser Entscheidung über die eigenen Beobachtungen, die ich an Wessely gemacht habe, auszusagen / und es sollte sich außer der juridischen auch noch eine andere Fakultät dafür interessieren. Sie und er müssen warten. Sollte inzwischen das Staunen der Fachkreise / doch zu dem Entschlusse des Sonderlings geführt haben, von dem Recht auf Unabsetzbarkeit freiwillig Abstand zu nehmen, so werden immer noch Dokumente für die Möglichkeiten der österreichischen Justiz ihren Wert behalten.

L 8

~~87a~~

~~87a~~

1/2

1/1

+ juchh...  
+ juchh...  
+ juchh...

~~Wessely~~

in der Verhandlung, die hier, die von der Verhandlung...  
richtig

## Personalmachrichten

(Hans Liebstöck) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik

in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Sellingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Batisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopfer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

## Notizen

Herr Auernheimer meint:

Auch die übrige Darstellung des Werkes, das in schönen, sich rasch aufblätternden Bildern vorüberzieht, hält sich durchaus auf der Höhe des Burgtheaters, und zwar nicht nur des neuen, sondern auch des vielgerühmten alten und ältesten Burgtheaters. Wir wissen nur noch durch die Überlieferung etwas von Anschütz, dem vergötterten Heldenvater der Laube-Zeit, aber den Johann von Gaunt könnte er unmöglich würdiger, väterlicher und in einer edleren Haltung gespielt haben als Reimers, der in dieser hochauftragenden Greisengestalt sich zur Höhe eines Anschütz und Sonnenthal emporstreckt.

\* \* \*

In Nr. 608-612 war ein nicht unmittelbar übernommenes Zitat aus einer Kritik von Monty Jacobs (was tatsächlich ein Maskulinum ist) enthalten, und zwar in dem Sinne, als ob dort die Hervorhebung des femininen Charakters von Moïssis Richard II. in lobender Absicht geschehen wäre. Diese Annahme konnte und mußte sich aus dem Umstand ergeben, daß der Wiener Verehrer der Moissi, der es in seiner Zeitung zitiert hatte, doch offenbar von der freundlichsten Absicht geleitet war. Nun wird mir versichert, daß eine solche im Zusammenhang des Originals sich keineswegs nachweisen lasse. Herr Monty Jacobs war also mit der Ricarda II. nicht einverstanden, der Wiener Tölpel hat es aber für ein Kompliment gehalten; was den Humor der Sache verschiebt, doch auch verstärkt. Jener scheint sich indes auch sonst nicht ganz klar auszudrücken und vielleicht hat wieder der Berliner Leser unrecht, der in dem Folgenden eine Reaktion auf die Bemerkung der Fackel erkennen will. In einem törichtem Artikel über Berthold Viertel's »Truppe« — von deren Regisseur ich als Zeuge einer halben Stunde Probearbeit den Eindruck hatte, daß er vom Wort her und zum Wort hin der Mann ist, mit dem ganzen neudeutschen Theaterbetrug aufzuräumen,

"  
Tobann,

*Domini y riffs!*  
*sonderbar*  
*wort* *de befragung*

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der ‚Gesellschaft‘ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Großmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beeden, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Großmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Großmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Großmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kotflügel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingeht, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschmieren wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

Während die Berliner Kommiskritik findet, daß er von Shakespeare *„Ablenkt“* — in seiner Vossischen Zeitung also deutet der Herr Monty auf irgend etwas wie folgt hin:

Wenn irgend ein Schusterle uns Kritiker schmähen möchte, indem er uns mit den Tragödien unserer Zeit zusammenspannt, so lachen wir fröhlich über den Streich, den ihm Ignoranz und blinde Rachsucht spielen. Denn niemals zuvor war die deutsche Bühnenkunst so reich an Temperamenten und Persönlichkeiten wie eben jetzt.

Man kann sich eigentlich gar nicht vorstellen, daß damit auf mich gezielt sein soll, da doch zu einem Schusterle vor allem jene feigste und schmierigste Anonymität des Angriffs gehört, die den Angegriffenen nicht nennt, und die ist nun in der Regel nicht meine Sache. Auch die blinde Rachsucht trafe so ganz und gar nicht zu, da mir ja Monty nichts angetan hat, sondern im Gegenteil, wie ich wenigstens immer hörte, mein *„Verehrer“* war. Blicke nur die Ignoranz. Denn tatsächlich habe ich nicht gewußt — und werde eben erst darauf aufmerksam gemacht —, daß die deutsche Bühnenkunst niemals zuvor so reich an Temperamenten und Persönlichkeiten war wie *„eben jetzt“*. Warum hab' ich das früher nicht gewußt! singt Blaubart. Und ich würde immer noch zweifeln, wenn nicht der Monty Jacobs ein so überaus zuverlässiger Gewährsmann auf dem Gebiete und Kenner sämtlicher früheren Epochen der deutschen Bühnenkunst wäre. Ich hatte von einer Hurenzeit gesprochen und vermutet, daß ein Kritiker, der sich öffentlich Monty nennt und dem ein weiblicher Richard gefällt, zu ihr gehöre. Es stellt sich heraus, daß ein solcher auch ihm mißfällt, daß er also eigentlich ganz wie ich mit einer Epoche unzufrieden ist, deren berühmtester Schauspieler so aussieht. Aber es stellt sich des weiteren heraus, daß er trotzdem nicht nur ihren vollen Persönlichkeitsgehalt anerkennt, sondern geradezu ihre Überlegenheit über alle Vorzeit, deren Theaterproduktion der Herr Monty Jacobs seit Gründung der Vossischen Zeitung, also sagen wir seit der Neuberin, überschaut hat. Und so ist es zum mindesten einleuchtend, daß Matkowsky hinter dem weiblichsten Richard von heute und — nach dem Unisono Berlins und Wiens — vor allem die anmutigste Rosalinde von ehemals hinter dem Fräulein Bergner zurückbleibt. *„Uns Kritikern“* kann keener:

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der ‚Gesellschaft‘ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Großmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beeden, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Großmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Großmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Großmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kotflügel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingeht, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschmieren wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die-volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die



Denn wenn der Berliner Literat von heute nichts weiß, so weiß er doch Bescheid, und zwischen »niemals zuvor« und »eben jetzt« souverän verfügend, braucht dieses Bescheidwissen nur auf drei Buchstaben in der Mitte verzichten, um die Werte der Vergangenheit — also sagen wir: so zu verlassen, wie man in Berlin W C die Gegenwart anzutreffen wünscht.

\* \* \*

Wenn schon die Oper »Hoffmanns Erzählungen« als verkitschter Hoffmann bezeichnet werden muß, so ist das Kreislerstück Kitsch zum Quadrat.

Dies mag sein; jenes ist so falsch, daß man heute nur den »Sandmann« und den Olympia-Akt zu vergleichen braucht, um eher dort den Eindruck eines verkitschten Offenbach zu haben. Noch nie dürfte das Wesentliche eines Originals — in dessen Breite der Schauer sich verflüchtigt — so herausgearbeitet worden sein wie in dieser Barbier'schen Grundlage für einen Musiker, der mit einem Ton — einem »einz'gen Blick durchs Fenster« — diese ganze Automatenwelt und -liebe, alles was der Erzähler gewollt hat und weit mehr, zur Gestalt bringen konnte. Freilich hat auch die ebenbürtige Feinfühligkeit einer Inszenierung wie der Gustav Mahlers dazu gehört.

\* \* \*

Kerr, der Schwarm von Berlin W C, ist von Mosse, bei dem es nicht so wie bei armen Leuten ist, in die große Welt geschickt worden, um ihr einmal Deutschland von einer sympathischen Seite zu präsentieren. Besonders gut hat er sich in England ausgenommen, aber auch die Spanier fanden ihn sehenswert. In einem der XXVII Absätze — sie sind alle numeriert und es kann deshalb keiner fehlen — sagt er vom Cid:

#### XIV.

— Am Tor hängt er, mit seinem Vollbart. »Pavor Maurorum«  
— der Maurenschreck.

Herr Kerr hats nötig. Es gehört schon eine Portion Kühnheit dazu, und eine, die direkt an den Cid gemahnt, im Hause des

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Maudi-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

Hängenden vom Bart zu sprechen. Aber wie er's — Pavor Hispaniorium — mit den Helden aufnimmt, so beugt er sich vor den Holden:

## XXVI.

Frau M. L. K., königlicher und holder — bei Gott! — als Goyas unkönigliche Maria Luisa, fuhr uns nach dem Escorial von Madrid. Zur Hochfläche stieg auf umlüftetem Weg das Auto (ohne, wie bei Philipp, in ein *da fé* zu entarten).

— — Wir fühlen das Glück einer menschlichen Begegnung.

Das aber Herrn Kerr doch nicht an einem Witz verhindern konnte, der zum Totlachen ist und naturnotwendig entsteht, wenn der Kurfürstendamm sich im Escorial auszukennen beginnt. Da hätte Philipp vielleicht nicht gleich zur ultima ratio gegriffen, doch immerhin dem Herrn Kerr vergönnt, mindestens zehn Jahre Zeit fern von Madrid darüber nachzudenken, aber auch nach Ablauf dieser Frist nicht wiederzukommen.

\* . \*

Es gibt in Berlin einen Feuilletonisten, der mit leichter Hand ganz appetitliche Windbäckereien zustandebringt, die substanzlos genug sind, um einem nicht im Magen liegen zu bleiben, und der heißt Auburtin. Der Mann übernahm sich, ging auf Reisen und ward, auf die satirische Betrachtung realer Verhältnisse angewiesen, zum Obertäng. Flacheres, Überheblicheres und unfreiwilliger Komisches ist selten produziert worden als diese Reisebriefe aus Wien und Budapest und schallender war nie eines Saales Heiterkeit, als jene, die ich durch das Zitat von den Erzherzögen, die weiland den Kammerkatzen nachstellten, geweckt habe, während wieder die Süffisance, mit der dieser Humorist über Peter Altenberg zu sprechen wagte, die entsprechende Aufreizung schuf. Nun gelangt eine mit Bleistift geschriebene Karte, die den Aufdruck »Redaktion des Berliner Tageblatt« trägt, an die Adresse der »Redaktion der Fackel« — zwei Redaktionen! — und enthält den folgenden Text:

Berlin, 29. 7. 23

Sehr verehrter Herr Kraus. Heute sagt mir einer telephonisch, Sie hätten über mich so einen guten Artikel geschrieben, den ich lesen mü s s e. Ja aber: d. Fackel leuchtet nicht in Berlin. Und da habe ich e. gr. Bitte: Könnten Sie mir die Nummer nicht senden?

## Personalmachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Osterreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsachronik abgeschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsofiser. Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.

Sie täten das einem Manne, der zu Ihren eifrigsten Bewunderern gehört. Wie oft habe ich in der jahrelangen Gefangenschaft auf Corsica Ihre Artikel gelesen! Es waren viele Österreicher im Lager und die erhielten die Fackel, eingeschmuggelt in Conservenbüchsen. Also seien Sie so gut. Herzlichen Dank im Voraus Ihr ergebener  
Victor Auburtin

Die Antwort war der folgende Brief:

Wien, 16. August 1923.

Herrn Victor Auburtin

Redaktion des Berliner Tageblatt  
Berlin S. W. 19  
Jerusalemmer Straße 46—49

Sehr geehrter Herr!

Ihre Bitte, die wir dem von Wien abwesenden Herrn K. übermittelt haben, beruht offenbar auf einem Mißverstehen der Angaben, die Ihnen irgendetwas telephonisch gemacht hat. Wenn dieser Ihnen wirklich gesagt hat, Herr K. habe einen »so guten Artikel über Sie geschrieben, den Sie lesen müssen«, so war es gewiß jemand, der Ihnen nicht wohl will. In der Fackel ist kein Artikel »über« Sie erschienen, allerdings aber eine Reihe von Glossen, in denen von der langwierigen Gelegenheit Ihrer Wiener Plaudereien aus der Typus des auskennerischen Berliners auf Reisen dargestellt wurde. Was immer Ihnen darüber durchs Telephon erzählt wurde, so hätten Sie als Kenner der »Fackel« doch vermuten können, daß Herr K. keine essayistische Würdigung Ihrer literarischen Persönlichkeit geschrieben haben dürfte. Wenn Sie sich das Heft auf dem richtigen Wege — durch eine Buchhandlung oder durch den Verlag: was ja, wiewohl die Fackel in Berlin nicht »leuchtet«, immerhin möglich ist — verschafft haben, so werden Sie zu der Einsicht kommen, daß die Bitte an den Autor jener Glossen wohl der Zumutung gleichkommt, die öffentliche Unfreundlichkeit, zu der er verpflichtet ist, um eine private zu vermehren, zu der er nicht berechtigt ist und nicht den geringsten Anlaß hat. Da Sie diese Bitte aber mit dem Umstand begründen, daß Sie einer seiner eifrigsten Bewunderer sind, so gestatten Sie ihm wohl die Bemerkung: er weiß nicht, ob dieser Umstand oder die menschlich gewiß noch erheblichere Tatsache einer jahrelangen Kriegsgefangenschaft dem Zustandekommen Ihrer Reiseplaudereien (in jeder Zeile und nicht bloß in der über Peter Altenberg) grimmiger zu widersprechen scheint.

Hochachtungsvoll  
Verlag »Die Fackel«

Dieser Brief kreuzte sich mit einer Karte, die äußerlich wie die erste beschaffen war:

Berlin, 15. August 1923

Hochverehrter Herr Kraus. Mein Freund hat mir nun doch die »Fackel« geschickt. Allmächtiger, wie war ich erschrocken. Nicht,

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einzusetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich genau, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beeden, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns belzuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreibt (ich meine nicht den Koffiziegel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnürlern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkullieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

weil Sie genau das Gegenteil von dem verstanden haben, was ich schrieb — daran bin ich bei meinem undeutsch klaren Styl gewöhnt; auch nicht weil Sie mir alles im Munde umdrehen (so haben Sie mir das Zimmermädchen im Mund umgedreht) . . . nein weil Sie mich mit Worten wie »Culturfacten« »einzigartig« »Anstand nehmen« »Localaugenschein« behandeln. Wie wütend müssen Sie sein, wenn Sie — Karl Kraus! — zu solchen Waffen greifen! Und ich bleibe doch Ihr Sie aufrichtig verehrender

Victor Auburtin

Es gibt drei Formeln, die immer bei einer Befassung mit dem deutschen Geistesleben verwendbar sind. Zwei davon: Ausgerechnet und Außer das! kommen schon in diesem Hefte vor; bliebe noch: Weit gebracht. Der Herr Auburtin, der es seinem französischen Namen schuldig zu sein glaubt, »Cultur«, »Facten«, »Local« zu schreiben, und dementsprechend auch vermutet, daß ich seinem undeutsch klaren »Styl« nicht gewachsen bin, ist offenbar auch der Meinung, daß wir, Angehörige zweier Redaktionen, Collegen sind und daß er mit mir, den er auf Postkarten belehren darf, Feuilletonisten gehütet habe. Wenn Herr Auburtin behaupten kann oder will, daß in den lückenlosen Nachdrucken seiner Reiseplaudereien, die ich mit schmeichelhaftem Vorwort in Wiener Blättern gefunden hatte, Entstellungen enthalten waren, daß ihm also dort das Zimmermädchen, das der Schäker nicht ansah, weil es nicht hübsch war, oder die zigarettenkaufende Nonne, die den Kammerkatzen nachstellenden Erzherzöge, die Grabendamen, die knurrenden Japaner, die bei lebendigem Leib in Scheiben geschnittenen Langusten oder der auf das Niveau eines solchen Plauderers herabgesetzte Altenberg »im Mund umgedreht« waren, so bin ich zu jeder gewünschten Richtigstellung bereit. Daß ich das Gegenteil von dem verstanden hätte, was ich gedruckt las, solches anzunehmen wäre natürlich eine Albernheit, wenn der Styl des Herrn Auburtin noch undeutsch klarer wäre und nicht so deutsch klar, daß ich eben in ihm den unverfälschten Obertäng erkannte. Weil ich freilich deutsch unklar schreibe, so hat mein Bewunderer nie eine Zeile von mir verstanden, was er, wenn ich ihn verstehe, durch den Wunsch beweist, auszudrücken, daß Worte wie: »Kultur-fakten«, »einzigartig«, »Anstand nehmen«, »Lokalaugenschein«

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pöfete, dieses maximum en effort zu einem minimum en effort, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Krans« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wette möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben



unedles, sagen wir zeitungsübliches Wortmaterial seien, und er hätte vielleicht mit dem letzten Beispiel, wenn er aber will, mit allen Recht. Indes wenn Herr Auburtin mich bisher verehrt hat, weil er in dem Glauben war, daß es mir um die Veredlung, Reinigung oder Neuschaffung der Sprache zu tun ist, in der ich die Welt, die so spricht, abbilde, und daß ich davor zurückscheuen würde, sie in der Sprache des Berliner Tageblattes sprechen zu lassen, so muß er eben eine Enttäuschung an mir erleben. Ich treffe ihn wohl ins Innerste, wenn ich ihm gestehe, daß ich keinen Anstand nehme, das Wort »einzigartig« als solches für gar nicht so übel zu halten. Daß ich jahraus jahrein nichts anderes tue als Kultur-fakten sammeln und darstellen, zu denen eben auch seine Reisebriefe gehören, und daß ich nicht daran denke, auf den Lokalausganschein, den mir seine Sphäre jeden Tag bietet und den sie nun einmal hat, zu verzichten. Er scheint mir seine Verehrung nur aus dem Grunde zu erhalten, weil er vermutet, daß diese Ausdrücke bloß Entgleisungen waren, die daraus zu erklären seien, daß ich »wütend« war. Auf die Gefahr hin, von einem Angehörigen des Berliner Tageblatts nunmehr für seinesgleichen gehalten und infolgedessen nicht mehr verehrt zu werden, muß ich diesen Grund zu meiner Entschuldigung ablehnen. Ganz abgesehen davon, daß ich auf ihn durchaus nicht wütend war, sondern im Gegenteil schon lange nicht in so heiterer Verfassung wie damals als ich von Erzherzögen, Langusten und Nonnen las, gestehe ich ohneweiters ein, daß ich jene Ausdrücke bei ruhigster Überlegung zu gebrauchen pflege. Herr Auburtin tut so, als ob sein tiefstes Ehrgefühl, nämlich sein Sprachgefühl, das er unstreitig vor mir voraus hat, durch diese Worte getroffen wäre, und er kann nur an eine Sinnes-verwirrung glauben, die mich »zu solchen Waffen greifen« ließ. Aber selbst wenn ich überhaupt »Waffen« gegen Herrn Auburtin angewendet hätte, das schlechte Wortmaterial, das er mir vorweist, hat doch als Inhalt nicht das geringste mit einem Angriff auf seine Person zu tun. Es ist zu putzig, und ich vermute, daß Herr Auburtin nur darum so undeutsch klar schreibt, weil er es vermeidet, nachzudenken. Er hätte sonst schon die erste Karte an mich unterlassen, ja gleich beim

## Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montag-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Sellingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordtaten der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Balthisil. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgespieler: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

telephonischen Anruf seines Freundes sich eine zulängliche Vorstellung von dem, was er »lesen müsse«, gebildet. Vor allem aber würde er dann auch wissen, was er nicht schreiben muß, um der beliebte Beobachter des Berliner Tageblatts zu bleiben und sich nicht in Gegenden zu verlieren, wo ich zu beobachten pflege.

\* \* \*

14./VI. 1923

Sehr geehrter Herr,

ich wende mich an Ihre Loyalität: nehmen Sie (und bringen Sie wenn möglich) zur Kenntnis, daß die banale Wendung »der destructive Kraus« von mir nie gebraucht worden wäre. Ich hatte das Wort destructiv unter Anführungszeichen gesetzt, die im Druck ausblieben, wie denn in dem gleichen, von mir nicht korrigierten Artikel auch andere Fehler entstanden sind. Daß es sich so verhält, verbürge ich mit meinem Wort; die Redaktion der »Stunde« kann es bestätigen.

Mit aller Hochachtung

Dr. Paul Stefan

Die Loyalität, die er anspricht und in der er sich nicht getäuscht hat, verzichtet durchaus auf Gegenseitigkeit: es ist dem Herrn Stefan, dessen Artikel erst durch mein Zutun korrigiert werden und dessen Satz immerhin nach der Druckfassung interpretiert werden durfte, nicht im Schlaf seiner Züricher Leser eingefallen, die ihm gleichzeitig erteilte Belehrung über die Manifest-Stelle des Aufsatzes »In dieser großen Zeit«, die er als Kriegslob zu interpretieren sich vermessen hat, zu ihrer Kenntnis zu bringen.

In Nr. 622—631, S. 44, Z. 18 v. u. lies statt »Boomeester«: *Bouwmeester*; S. 53, Z. 5 statt »ausgezeichneten«: *ausgezeichneten*; S. 113, Z. 18 statt »Naturgewalten«: *Naturgewalt*; ebda Z. 14 v. u. statt »einer«: *einen*; S. 147, Z. 16 statt »erfährt«: *erfahren*; S. 156, Z. 19 v. u. statt »politische«: *politische*; S. 159, Z. 8 v. u. statt »vierzigjährig«: *vierzigjährige*; S. 162, Z. 2 v. u. statt »Balletgraf«: *Ballettgraf*; S. 193, Z. 10 statt »zu«: *zur*; S. 193, Z. 16 v. u. statt »Zeit«: *Zeit*.

Der S. 26 ff. zitierte Artikel über Sinclair ist nicht, wie S. 25, Z. 10 v. u. angegeben, in der sozialistischen Zeitung »Das Volk«, sondern in der kommunistischen »Neuen Zeitung« erschienen.

S. 113, im Programm vom 5. Mai statt »Von Kerr«: Für Amateure.

In Nr. 613—621, S. 56, Z. 15 v. u. statt »Wie 's«: *Wie s'*; S. 106, Z. 21 fehlt das Anführungszeichen.

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich leztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unvermindert körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Anspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beidein, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns bezuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kofflängel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnitern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

In Untergang der Welt durch schwarze Magie lies: S. 16, Z. 8 statt »Stupidität«: *Stupidität*; der in Nr. 613—621, S. 150, Z. 4 v. u. korrigierte Druckfehler auf S. 306 steht nicht »Z. 19 v. u.«, sondern Z. 19; der ebenda auf S. 151, Z. 11 korrigierte Druckfehler »auf« (S. 440, Z. 12 v. u.) ist nur in einem Teil der Auflage enthalten.

In den Letzten Tagen der Menschheit S. 384, Z. 7 v. u. statt »unentwegt«: *unentwegt*; S. 658, Z. 4 v. u. statt »Deszöc«: *Dezsö*; S. 761, Z. 10 v. u. statt »Schnedderedeng«: *schnedderedeng*.

Im Traumstück, S. 11, Z. 3 ist nach »müssen« statt des Kommas ein Punkt zu setzen; S. 15, Z. 6 v. u. nach »verdammten« das Komma zu streichen.

In Wolkenkuckucksheim, S. 95, Z. 13 statt »Zweiter«: *Erster* und Z. 17 statt »Erster«: *Zweiter*

\* \* \*

L. 2. 116, 3. 13 n. u. *Stall*  
»manipulation«: *manipulation*

Der »Verlag der Schriften von Karl Kraus« (Kurt Wolff), München und Leipzig, ist im August aufgelöst worden und seine Rechte sind auf den Verlag »Die Fackel«, Wien und Leipzig, übergegangen. Die Neuauflagen der vergriffenen Werke werden vorbereitet.

Wolkenkuckucksheim, phantastisches Versspiel in drei Akten auf Grundlage der »Vögel« von Aristophanes (mit Beibehaltung einiger Stellen der Chöre in der Schinck'schen Übersetzung), entstanden Ende Juni bis Mitte Juli 1923, ist am 8. Oktober erschienen.

\* \* \*

Mittlerer Konzerthausaal, 5. Oktober, 7 Uhr:

I. Carlyle: Revolution. (Zwei Absätze). — Inschriften: Den Monarchisten; Österreichs Pietät; Die Kriegsgurgel (2.); Schluß! — Etymologie / Gut gegeben / Es kann kein Zufall sein / Hatte jener auch dieses reiflich erwogen? / Die steirische Nachtigall / Eine Spezialität. — Bismarck-Wort. — Die heilige Valuta / Die geschäftlich vorzüglich fundierte Festnummer / Dieselbe. — In diesem Land. — Aus: Das österreichische Selbstgefühl (S. 17—26. Anknüpfung: Herr Rudolf Hans Bartsch hat den Zeitpunkt des Verfalls der Mark auserserhen, um an das österreichische Selbstgefühl zu appellieren. Unter anderen hat er den Gedanken . . .)

II. Zu Ehren eines Mitgliedes der Regierung unter Teilnahme der Minister / Die Sensation / Ein von der Kammerfrau der Duse

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbitlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beider, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlab auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreibt (ich meine nicht den Koffiziegel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreibt, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehht, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnürlern wird, anfängt nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

hinausgeworfener Interviewer. — Inschriften (mit Musik von Mechtilde Lichnowsky): Dichterschule; Zusammenhänge; Prestige; Das siebente Gebot; Schlechter Tausch: Nibelungentreue; Umsturz; Wohnungswechsel (wiederholt).

III. Metaphysik der Haifische.

Ein Teil des Ertrags: K 903.040 für das Kinderhilfswerk »Ferienheim« (IX. Türkenstraße 17) und für Notleidende.

incl.  
TK (mit dem Programmteil)

Kleiner Konzerthausaal, 9. Oktober, 7 Uhr:

I. Peter Altenberg-Feier (zur bevorstehenden Enthüllung des Grabsteines): Rede am Grabe Peter Altenbergs (11. Januar 1919). — Cäcilie Lvovsky: Warum sie dieses Dichters Werke so sehr liebt / Theater-Abend / Letzte Unterredung / Im Volksgarten. Alice Lach: Für die, denen es geschah / Ein schweres Herz / Hotel-Stubenmädchen / Die Maus.

II. Worte in Versen: Peter Altenberg / Thyrsgigeri multi... / Goetheaffen / An den Bürger / Ich habe einen Blick gesehn / Flieder / Wiederseh'n mit Schmetterlingen / Fahrt ins Fextal / Als Bobby starb / Schnellzug / Du seit langem einziges Erlebnis / Hypnagogische Gestalten / Das arme Leben / Nächtliche Stunde / Offenbach / Eros und der Dichter / Dein Fehler / Dank / Grabschrift / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Das tuberkulöse Kind / Der sterbende Soldat.

Die Hälfte des Reinertrages TK für das Kinderasyl

(1.619.563)

»Kahlenbergerdorf«, die »Kinderfreunde« und

TK für die Hilfe für Ringhüter (I. Märzjahr 12 a).

incl. TK (mit Programmteil):

K 850

Seit Juni wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Zwei notleidenden Familien (K 850.000) und der Ausspeisaktion der Favoritler Kinderfreunde (377.500) K 1.227.500. (Dieser Betrag ist die Tantieme der öffentlichen Generalprobe der »Letzten Nacht«, die in der in Nr. 613—621 ausgewiesenen Summe noch nicht enthalten war. Dort sind außer der Tantieme der Erstaufführung nicht die von »11«, sondern nur von 10 Aufführungen verzeichnet.) Die Gesamtsumme der wohlthätigen Zwecken zugewendeten Wiener Tantiemen aller zwölf Abende beträgt demnach nicht K 6.287.591 [= 1.921.660 + 4.365.931], sondern K 7.515.091.)

an  
+ wenn }

Der notleidenden Familie R. (Spende von Frau M. W.) K 500.000.

Dem Verein »Tschechisches Herz« den Differenzbetrag einer ermäßigten Visumgebühr K 229.360.

Der Rettungsgesellschaft und dem Spital der Barmherzigen Brüder (Spende von Dr. F. B.) K 200.000.

Dem Haus des Kindes (Porti, Spenden, Abonnementreste, Erlös aus Rezensionsexemplaren, Autogrammen etc.) K 407.460.

412.460

Verlag!

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der 'Gesellschaft' erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Großmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beedien, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Großmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Großmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Großmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kotflügel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingeht, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschmieren wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die



hinausgeworfener Interviewer. — Inschriften (mit Musik von Mechtild Lichnowsky): Dichterschule; Zusammenhänge; Prestige; Das siebente Gebot; Schlechter Tausch: Nibelungentreue; Umsturz; Wohnungswechsel (wiederholt).

### III. Metaphysik der Haifische.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmierlös): K 903.040 für das Kinderhilfswerk »Ferienheim« (IX. Türkenstraße 17) und für Notleidende.

Kleiner Konzerthausaal, 9. Oktober, 7 Uhr:

I. Peter Altenberg-Feier (zur bevorstehenden Enthüllung des Grabsteines): Rede am Grabe Peter Altenbergs (11. Januar 1919). — Cäcilie Lvovsky: Warum sie dieses Dichters Werke so sehr liebt / Theater-Abend / Letzte Unterredung / Im Volksgarten. Alice Lach: Für die, denen es geschah / Ein schweres Herz / Hotel-Stubenmädchen / Die Maus.

II. Worte in Versen: Peter Altenberg / Thyrsgigeri multi . . . / Goetheaffen / An den Bürger / Ich habe einen Blick gesehn / Flieder / Wiederseh'n mit Schmetterlingen / Fahrt ins Fextal / Als Bobby starb / Schnellzug / Du seit langem einziges Erlebnis / Hypnagogische Gestalten / Das arme Leben / Nächtliche Stunde / Offenbach / Eros und der Dichter / Dein Fehler / Dank / Grabschrift / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Das tuberkulöse Kind / Der sterbende Soldat.

Die Hälfte des Reinertrags (inkl. Programmierlös): K 1,619.563 für das Kinderasyl »Kahlenbergdorf«, die »Kinderfreunde« und das Jüdische Hilfswerk für Kriegswaisen (II. Malzgasse 12 a).

Ebenda, 14. Oktober, halb 3 Uhr:

Liebes Leid und Lust (Verlorne Liebesmüh'), Lustspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare, übersetzt von Wolf Graf Baudissin. Mit Benützung der Heinrich Voss'schen Übersetzung bearbeitet vom Vorleser. (Nach dem zweiten und nach dem dritten Aufzug eine Pause. Musik zu dem Lied des Pagen Motte im ersten und zweiten / zum Lied des Frühlings [Motte] und des Winters [Schädel] im fünften Aufzug. Ouvertüre in den Zwischenakten aus Offenbachs »Blaubart«: Dr. Viktor Junk.)

Programm-Anmerkung zur 2. Szene des III. Aufzugs wie am 25. November 1917 (siehe Nr. 474—483).

Der volle Ertrag (inkl. Programmierlös): K 3,959.925 für Notleidende in Deutschland.

Seit Juni wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Zwei notleidenden Familien (K 850.000) und der Ausspeiseaktion der Favoritener Kinderfreunde (377.500) K 1,227.500. (Dieser Betrag ist die Tantieme der öffentlichen Generalprobe der »Letzten Nacht«, die in der in Nr. 613—621 verzeichneten Summe noch nicht enthalten war. Dort waren außer der Tantieme der Erstaufführung

↓ Juni!

HT  
auf Offenbach  
Kinder des  
Plumkinn;

— 2. u. 3. Aufz.  
Musik  
zu Blaubart.

↓ Juni

N

H. M. G.

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im  
 Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat,  
 waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein  
 unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich  
 zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer  
 Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er  
 noch nach so langer Zeit in unvermindeter körperlicher Frische  
 wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob  
 es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig  
 Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien,  
 also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat.  
 Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich genau,  
 in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und  
 gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen  
 Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte  
 es beiden, denn ich würde mich für den Beweis, daß  
 ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns  
 berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe.  
 Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur  
 hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß  
 er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen  
 und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem  
 Selbstgespräch Grobmanns beizuwohnen (ich meine nicht  
 einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des  
 Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst  
 jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn  
 er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kotflügel des  
 Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet,  
 um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn  
 er im Wald so für sich hingehht, ein leichtes Grinsen über die  
 Aussicht, wie er damit den Leser anschnitzeln wird, anfangs  
 nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in  
 ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu  
 suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der  
 Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton  
 kalküliren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist.  
 Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber  
 auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die



mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkte. Er erinnert sich an jenen Anspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beiden, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstages oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kofflängel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnitzern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

nicht die von »11«, sondern nur von 10 Aufführungen ausgewiesen. Die Gesamtsumme der wohlthätigen Zwecken zugewendeten Wiener Tantiemen aller zwölf Abende beträgt demnach nicht K 6,287.591 [= 1,921.660 + 4,365.931], sondern K 7,515.091.)

Der notleidenden Familie R. (Spende von Frau M. W.) K 500.000.

Dem Verein »Tschechisches Herz« den Differenzbetrag einer ermäßigten Visumgebühr K 229.360.

Der Rettungsgesellschaft und dem Spital der Barmherzigen Brüder (Spende von Dr. F. B.) K 200.000.

Dem Haus des Kindes (Porti, Spenden, Abonnementreste, Erlös aus Rezensionsexemplaren, Autogrammen etc.) K 412.460.

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien und Karten (Atelier Joël-Heinzelmann, Charlottenburg, Verlag R. Lányi) K 1,112.000.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (7. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K 207.000.

Notleidenden in Innsbruck: durch den Verlag des »Brenner« unter der Chiffre »Karl Kraus« K 4,105.000.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 5., 9. und 14. Oktober an die unter den Programm-Notizen angegebenen Zwecke: K 6,482.528.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: K 93,132.001,  $\checkmark$  K 3097.88, M 11.833, belgische Fracs. 5.

Der auf S. 65 erwähnte urheberrechtliche Eingriff, den das ‚Neue Reich‘ des Herrn Eberle an dem von Ludwig Ficker herausgegebenen ‚Brenner‘ begangen hat, betrifft eine Arbeit von Theodor Haecker, von der es einen wesentlichen, aber entstellten Teil als Originalbeitrag veröffentlichte. In äußerst humorvollen Briefen an den ‚Brenner‘, der ihn zur Rechenschaft zog, wehrte sich der Herr Eberle gegen die Möglichkeit, trotz seiner katholischen Gesinnung für einen tüchtigen Journalisten gehalten zu werden, und verwies, ehe er sich zu Erklärung und Sühne herbeiließ, auf eine empfehlende Notiz, die er irgendeinmal über Haeckers Schrift gebracht habe und die den Satz enthielt:

Es lebt sich da eine Art katholischer Fackelkraus aus. Ein hochbegabter, vielbelesener, die Sprache mit hoher Kunst handhabender Schriftsteller — —

Kennzeichnet allein schon der Gebrauch des Wortes »Fackelkraus«, das der Wiener Geisteskloake, dort wo sie am undefinierbarsten ist, zugehört, das Niveau dieses Gottesstreiters, so wird die Gesinnung, die es hier gebraucht und damit eine Anerkennung vorgibt, durch den folgenden Kulturseufzer illustriert, den der Herr Eberle ein andermal unternommen hat:

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittlbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wie wohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der 'Gesellschaft' erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beider, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat: etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kofflängel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschwärzen wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

nicht die von »11«, sondern nur von 10 Aufführungen ausgewiesen. Die Gesamtsumme der wohlthätigen Zwecken zugewendeten Tantiemen aller zwölf Wiener Abende beträgt demnach nicht K 6,287.591 [= 1,921.660 + 4,365.931], sondern K 7,515.091.)

Der notleidenden Familie R. (Spende von Frau M. W.) K 500.000.

Dem Verein »Tschechisches Herz« den Differenzbetrag einer ermäßigten Visumgebühr K 229.360.

Der Rettungsgesellschaft und dem Spital der Barmherzigen Brüder (Spende von Dr. F. B.) K 200.000.

Dem Haus des Kindes (Porti, Spenden, Abonnementreste, Erlös aus Rezensionsexemplaren, Autogrammen etc.) K 412.460. 12

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien und Karten (Atelier Joël-Heinzelmann, Charlottenburg, Verlag R. Lányi) K 1,112.000.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (7. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K 207.000.

Notleidenden in Innsbruck: durch den Verlag des »Brenner« unter der Chiffre »Karl Kraus« K 4,165.000. MS3

Von dem Ertrag der Vorlesungen 5., 9. und 14. Oktober an die unter den Programm-Notizen angegebenen Zwecke: K 6,482.528. L#9

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: K 93,132.001, öK 3097.88, M 11.833, belgische Fres. 5. 6,532.578

Der auf S. 65 erwähnte urheberrechtliche Eingriff, den das »Neue Reich« des Herrn Eberle an dem von Ludwig Ficker herausgegebenen »Brenner« begangen hat, betrifft eine Arbeit von Theodor Haecker, von der es einen wesentlichen, aber entstellten Teil als Originalbeitrag veröffentlichte. In äußerst humorvollen Briefen an den »Brenner«, der ihn zur Rechenschaft zog, wehrte sich der Herr Eberle gegen die Möglichkeit, trotz seiner katholischen Gesinnung für einen tüchtigen Journalisten gehalten zu werden, und verwies, ehe er sich zu Erklärung und Sühne herbeiließ, auf eine empfehlende Notiz, die er irgendeinmal über Haeckers Schrift gebracht habe und die den Satz enthielt:

Es lebt sich da eine Art katholischer Fackelkraus aus. Ein hochbegabter, vielbelesener, die Sprache mit hoher Kunst handhabender Schriftsteller — —

Kennzeichnet allein schon der Gebrauch des Wortes »Fackelkraus«, das der Wiener Geisteskloake, dort wo sie am undefinierbarsten ist, zugehört, das Niveau dieses Gottesstreiters, so wird die Gesinnung, die es hier gebraucht und damit eine Anerkennung vorgibt, durch den folgenden Kulturseufzer illustriert, den der Herr Eberle ein andermal unternommen hat:

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der 'Gesellschaft' erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beider, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, unzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns beizuhören (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreibt (ich meine nicht den Kofflitzel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreibt, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnitern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die



In der neuen Heimat eine kulturelle Barbarei nach der andern: Der Fackelkraus in den Zeremoniensälen der Hofburg Verlästerungen der Habsburger deklamierend, Laxenburg von Schiebern besetzt, Schönbrunn an Marxisten und Juden vermietet usw.

Zu denen offenbar Herr Weiskirchner gehört. Immerhin habe ich, um die kulturelle Barbarei ein bißchen zu paralysieren, den Neuen Reicheberle dazu gebracht, 75.000 Kronen einem von Erblindung bedrohten Parteigenossen zuzuwenden. Nicht viel, aber vom Herzen.

\* \* \*

In einer deutschen Zeitschrift ist zu lesen:

Freiheitskämpfer! Mehr Front gegen die Journaille, sie ist die Hure des Kapitals. Fördert die Verbreitung folgender Zeitschriften: Die Aktion, Berlin . . . . Der Lichtbringer, München . . . . Erkenntnis und Befreiung, Klosterneuburg b. Wien . . . . Die Schöpfung, Düsseldorf . . . . Alarm, Hamburg . . . . Die Welt am Montag, Berlin . . . . Die Fackel, Rue des Franciscains 42, Mulhouse — —

Da kann man wirklich nur das schlichte deutsche Wort sagen: Ausgerechnet.

\* \* \*

In diesem Heft mußten, weil es sonst noch lange nicht erschienen wäre, einige Lieblinge zu kurz kommen. Das müssen sie einsehen; ich tue das Erdenklichste, aber selbst wenn ich mich verhundertfache, bleibt immer noch viel und oft das Beste und Liebste ungetan. Großmann könnte verstimmt sein. Aber er soll wissen, daß ich viel auf dem Herzen hatte und daß in erotischen Angelegenheiten alles Warten ein Gewinn ist. Liebstöckl, für den ich ihn nicht verlassen habe, fühlt sich gleichfalls vernachlässigt. (Kinder . . . Kinder . . . könnt ihr denn nicht Ruhe halten? sagt Salten, auf den ihr ganz mit Unrecht eifersüchtig sein werdet. Und wenn ihr glaubt, daß ich Bahr zu viel Aufmerksamkeit gewidmet habe, so irrt ihr. Er verdient es und ich hätte ihm noch viel mehr zu sagen. Was ich nicht vertrage, ist dieser ungebärdige Anspruch auf meine Beachtung. Wie soll man da nur nachkommen? So sehr jeder einzelne von euch durch einen Ton, eine Gebärde, ja

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Anspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der 'Gesellschaft' erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es bedenken, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns bezuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Koflügel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnitern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschnläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

In einer deutschen Zeitschrift ist zu lesen:

Freiheitskämpfer! Mehr Front gegen die Journaille, sie ist die Hure des Kapitals. Fördert die Verbreitung folgender Zeitschriften: Die Aktion, Berlin . . . . Der Lichtbringer, München . . . . Erkenntnis und Befreiung, Klosterneuburg b. Wien . . . . Die Schöpfung, Düsseldorf . . . . Alarm, Hamburg . . . . Die Welt am Montag, Berlin . . . . Die Fackel, Rue des Francis-Kainé 42, Mulhouse — —

Da kann man wirklich nur das schlichte deutsche Wort sagen: Ausgerechnet.

In diesem Heft mußten, weil es sonst noch lange nicht erschienen wäre, einige Lieblinge zu kurz kommen. Das müssen sie einsehen; ich tue das Erdenklichste, aber selbst wenn ich mich verhundertfache, bleibt immer noch viel und oft das Beste und Liebste ungetan. Großmann könnte verstimmt sein. Aber er soll wissen, daß ich viel auf dem Herzen hatte und daß in erotischen Angelegenheiten alles Warten ein Gewinn ist. Liebstöckl, für den ich ihn nicht verlassen habe, fühlt sich gleichfalls vernachlässigt. (Kinder . . . Kinder . . . könnt ihr denn nicht Ruhe halten? sagt Salten, auf den ihr ganz mit Unrecht eifersüchtig sein werdet. Und wenn ihr glaubt, daß ich Bahr zu viel Aufmerksamkeit gewidmet habe, so irrt ihr. Er verdient es und ich hätte ihm noch viel mehr zu sagen. Was ich nicht vertrage, ist dieser ungebärdige Anspruch auf meine Beachtung. Wie soll man da nur nachkommen? So sehr jeder einzelne von euch durch einen Ton, eine Gebärde, ja nur die Vorstellung davon, mich künstlerisch anregt — ihr dürft mir nicht das Gesamtkunstwerk stören, Kinder, die Komposition eines Heftes, und nicht immer, wenn es schon im Fertigwerden ist, noch dreinreden und eben dadurch, daß ihr nun erst das sagt, was ich schon erfunden habe, mich zwingen, auch dies noch festzuhalten. Geht auf Ferien; dann komme ich euch nach. Das heißt, nicht in die Ferien. Bedenkt, wie leicht es ist, aus jedem von euch das Kunstwerk zu machen, das er nicht kann; und wie schwer ihr es mir macht. Wenn ich einen von euch nur anschau, so ist er schon eine Satire. Das ist leicht; aber

*Handwritten notes in the right margin:*  
 Rue des Francis-Kainé (Kainé)  
 Rue des Francis-Kainé (Kainé)  
 Rue des Francis-Kainé (Kainé)

*Handwritten notes in the left margin:*  
 1c  
 43

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöbel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effort, dieser volle Einsatz von Nebich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausli-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekante, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusage des Hetes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich werten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

schwer ist, nicht hinzusehn. Was ihr immer anrührt, bleibt mir in der Hand. Ihr habt Macht über mich. Darum sollte ich auch nicht so leger im Vokativ mit euch reden, das liegt mir gar nicht und ich tue es nur, weil ihr es seit Nietzsche und zumal von Kerr und infolgedessen von Salten und/von noch dürftigeren Erscheinungen gewohnt seid. Es ist schon bei jenem, der nicht müde wurde, die Deutschen und speziell die »Langohrigen« anzurufen, nicht zum Aushalten, aber bei diesen, die zumeist Freunde und Kinder apostrophieren und mit vielsagenden Punkten versehen, zum Ausderhautfahren. Also, in Form und Sache, nichts für ungut.) Einer wird es gar nicht glauben können, daß ich diesmal an ihm vorübergegangen bin: Wessely, der inzwischen doch das Äußerste geleistet hat, um meine Aufmerksamkeit zu verdienen. Er hat dem Herausgeber der Neuen Freien Presse die Milliarde gerettet. Ich hatte versprochen, zur Gelegenheit dieser Entscheidung über die eigenen Beobachtungen, die ich an Wessely gemacht habe, auszusagen, und es sollte sich außer der juristischen auch noch eine andere Fakultät dafür interessieren. Er und sie müssen warten. Sollte inzwischen das Staunen der Fachkreise und die Verwunderung der Laien, die an die richterliche Unbeeinflußbarkeit glauben, doch zu dem Entschlusse des Sonderlings geführt haben, von dem Recht auf Unabsetzbarkeit freiwillig Abstand zu nehmen, so werden immer noch Dokumente für die Möglichkeiten der österreichischen Justiz ihren zeitgeschichtlichen Wert behalten.

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pötle, dieses maximum en effort zu einem minimum en effort, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausei-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierteren Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusage des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird, oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

~~Glossen~~Ein Spaßvogel ) mm

scheint der Herr Professor Konrad Burdach zu sein, aus dessen Glückwunsch zur Bahr-Feier in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ die folgende Reverenz des berühmten Forschers vor der Presse aus dieser entnommen wird:

... Ich habe von dem journalistischen Beruf eine sehr hohe Meinung. Goethes tiefes Wort: ›Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung‹ — wo könnte es lebendiger sich verkörpern als im Zeitungsdienst?

Der Herr Professor hätte vollkommen recht, wenn es ›Schwerer Dünste tägliche Bewahrung‹ hieße.

Das Vermächtnis des sterbenden alten Parsen, in dem Goethe den Urkern westöstlicher Religiosität fand, und zugleich sein eigenes persönliches Verhältnis zum Göttlichen aussprach, der Journalist, der seine Pflicht tut, vollbringt es täglich aufs neue.

Gehst denn nicht.

Tag für Tag zieht an ihm ein immer neues Heer von Ereignissen und Tatsachen, Schriften und Büchern, von handelnden, redenden, schaffenden Menschen, von künstlerischen Leistungen aller Art vorüber. Er soll dazu Stellung nehmen, die auf ihn losstürmenden Eindrücke ordnen, gestalten, sich über sie ein eigenes Urteil bilden.

Aber nein, er soll nicht!

Nicht morgen oder übermorgen, oder in Wochen, sondern unverzüglich.

Da kann man nur sagen: Hat's ihm wer g'schafft? Was das eigentliche Übel ist, wird da, wie in allen Verklärungen des journalistischen Unfugs, als Verdienst reklamiert. Burdach übersieht, daß sich der Journalist seine Aufgabe manchmal

## Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfritzer Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfritzer Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blühendes Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Moraffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwehrgesellschaft war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Bartsch. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesoph: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.



leichter machen kann. Mit den Eindrücken zum Beispiel, die von den mich betreffenden Tatsachen, von meinen Schriften, Büchern, Reden und künstlerischen Leistungen auf die Wiener Presse losstürmen, wird sie spielend fertig. Aber auch sonst weiß sie sich öfter zu helfen. Jene Burdach'sche Zeile endet mit den Worten:

Der Journalist lügt Jahr für Jahr

und schon glaubt man, daß ein Druckfehler den Mann auf den rechten Weg gebracht hat, aber er setzt leider fort:

vom hohen Turm in die Weite wie der Wächter der mittelalterlichen Burg;

— wohin verirrt sich Burdach?

er kündigt den Anbruch des Tages, er weckt die Schläfer, er meldet das Nahen von Freunden und Gästen, von festlichem Besuch, oder auch Feuersbrunst und heranrückende Feinde. Schnell entschlossen muß er seine Signale geben, stark und vernehmlich muß er rufen.

Mich dünkt, dieser Burdach ist ein Schwachkopf.

Längeres Überlegen, allmähliches Reifen der Gedanken, Abwarten wird ihm nicht gewährt.

Nämlich dem Journalisten.

Für ihn gilt unablässig, mit eiserner Notwendigkeit das grausame Hic Rhodus, hic salta! Und er darf seine Gedanken und Empfindungen über das täglich Allerneueste nicht ~~wie ein Annalist~~ im trockenen Ton des Tatsachenberichts niederschreiben. Er muß ihnen eine gefällige, anziehende, leicht verständliche, auf die bunte Leserschlar wirkende Form geben.

Mit einem Wort, der Journalist ist ein armer Teufel, von dem verlangt wird, was ein Professor nicht kann. (Denn mit dem bloßen Schwätzen ist es nicht getan.) Burdach hat also mit Lippowitz das tiefste Mitleid und er wäre nur einigermaßen beruhigt, wenn er erführe, daß jener sich die Sache wesentlich erleichtert und daß der Mann, zu dessen sechzigstem Geburtstag er passender Weise eine Verherrlichung des Schmusens unternimmt, sein einziger ständiger Originalmitarbeiter ist. Burdach spricht die Ansicht aus, daß der Wissenschaftler, der Künstler und der Journalist »Brüder« sind. An und für sich müßte man ja sagen, daß an diese Bruderschaft nur glauben kann, wer sie

Morgens  
Mittags  
Abends

## Personalmeldungen

(Hans Liebstock) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswerthes mit rascher sagen, im mehrerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Batti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufnahme der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgespieler: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.

getrunken hat. Aber ein Blick über das deutsche Geistesleben gibt dem Mann leider recht. Was speziell den Wissenschaftler anlangt, so erhellt schon dieser Geistesblitz seine Bündnistauglichkeit:

Er, der täglich, fast stündlich, ein Bekenner, im wahrsten und ursprünglichsten Sinne des Wortes ein professor sein muß, er soll, sofern er sein Ziel erreichen will, auch ein Bildner sein des Gedankens und des Worts. So ist der Journalist, wenn er seinem Ideal nahekommt, zugleich Professor und Künstler.

Und der Professor ein Journalist. Was aber den Künstler betrifft, so ist dessen Befähigung, in der Reihe zu stehen, ohnedies durch die Erkenntnis, daß kein Hund so länger leben möchte, erhärtet.

Ich übertreibe nicht.

Sagt Burdach. Nein, er übertreibt wirklich nicht.

Wir haben solche deutsche Journalisten gehabt, und wir haben sie noch heute, in gar nicht geringer Zahl.

Auch solche Professoren.

Ich habe in meinem Leben von der Kindheit bis ins Alter sehr viel aus Zeitungen gelernt,

— kein Zweifel —

natürlich unendlich viel Stoffliches, Tatsächliches, Personalien. Aber Wertvolles auch in sprachlicher Hinsicht.

Wie man sieht. Die die Zeitungen schreiben, sind die Journalisten, und die sie lesen, werden Germanisten.

Das Schlagwort vom Zeitungsdeutsch, das die deutsche Sprache verderbe, ist höchst ungerecht.

Das beweist Burdach, der ja zugibt, daß da manches nicht immer stimmen mag, mit selbstlosester Logik wie folgt:

... Aber wie steht es denn mit dem Professorendeutsch? Mit dem Deutsch unserer Gerichtsurteile, unserer Gesetze, unserer behördlichen Bekanntmachungen, unserer Parlamentsreden? Ist das etwa edler, gepflegter, reiner?

## Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Sellingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordfälle der Wiener Gerichtsarchivare abgeschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwehrgesellschaft war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Anhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopft: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

— 91 —

92

+ 3

Jung

H. Klein

Gewiß nicht. ~~Aber~~ zu der Erkenntnis, daß eben alle diese stilistischen Sphären durch das Zeitungsdeutsch korrumpiert wurden, ja, daß die Moral aller dieser Institutionen ruiniert ist durch das bloße Vorhandensein der einen, deren wesensloser Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischsten Worten ein Tagwerk zu erklären, von dem er geschrieben hat :

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«  
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,  
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,  
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,  
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht  
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;  
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!  
Nun sind wir endlich froh;  
Sie pocht von Messe zu Messe  
In dulci júbilo.  
Kommt, laßt uns alles drucken  
Und walten für und für;  
Nur sollte keiner mucken,  
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit  
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?  
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:  
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung:

\* \* \*

Die Zeit in (unmöglich)  
Körper (Herr, Herr)  
die Zeit  
für uns  
Herr

## Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Sellingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, im Gegenteil — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwehrgesellschaft war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgespion: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

leichter machen kann. Mit den Eindrücken zum Beispiel, die von den mich betreffenden Tatsachen, von meinen Schriften, Büchern, Reden und künstlerischen Leistungen auf die Wiener Presse losstürmen, wird sie spielend fertig. Aber auch sonst weiß sie sich öfter zu helfen. Jene Burdach'sche Zeile endet mit den Worten:

Der Journalist lugt Jahr für Jahr

und schon glaubt man, daß ein Druckfehler den Mann auf den rechten Weg gebracht hat, aber er setzt leider fort:

vom hohen Turm in die Weite wie der Wächter der mittelalterlichen Burg;

— wohin verirrt sich Burdach?

er kündigt den Anbruch des Tages, er weckt die Schläfer, er meldet das Nahen von Freunden und Gästen, von festlichem Besuch, oder auch Feuersbrunst und heranrückende Feinde. Schnell entschlossen muß er seine Signale geben, stark und vernehmlich muß er rufen.

~~Mich dünkt, dieser Burdach ist ein Schwachkopf~~

*H. ist unglückl. Mann!*

Längeres Überlegen, allmähliches Reifen der Gedanken, Abwarten wird ihm nicht gewährt.

Nämlich dem Journalisten.

Für ihn gilt unablässig, mit eiserner Notwendigkeit das grausame Hic Rhodus, hic salta! Und er darf seine Gedanken und Empfindungen über das täglich Allerneueste nicht wie ein Annalist im trockenen Ton des Tatsachenberichts niederschreiben. Er muß ihnen eine gefällige, anziehende, leicht verständliche, auf die bunte Leserschar wirkende Form geben.

*he*

Mit einem Wort, der Journalist ist ein armer Teufel, von dem verlangt wird, was ein Professor nicht kann. (Denn mit dem bloßen Schwätzen ist es nicht getan.) Burdach hat also mit Lippowitz das tiefste Mitleid und er wäre nur einigermäßen beruhigt, wenn er erführe, daß jener sich die Sache wesentlich erleichtert und daß der Mann, zu dessen sechzigstem Geburtstag er passender Weise eine Verherrlichung des Schmusens unternimmt, sein einziger ständiger Originalmitarbeiter ist. Burdach spricht die Ansicht aus, daß der Wissenschaftler, der Künstler und der Journalist »Brüder« sind. An und für sich müßte man ja sagen, daß an diese Bruderschaft nur glauben kann, wer sie

### Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaa chronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .



getrunken hat. Aber ein Blick über das deutsche Geistesleben gibt dem Mann leider recht. Was speziell den Wissenschaftler anlangt, so erhellt schon dieser Geistesblitz seine Bündnistauglichkeit:

Er, der täglich, fast stündlich, ein Bekenner, im wahrsten und ursprünglichsten Sinne des vorblästen Wortes ein professor sein muß, er soll, sofern er sein Ziel erreichen will, auch ein Bildner sein des Gedankens und des Worts. So ist der Journalist, wenn er seinem Ideal nahekommt, zugleich Professor und Künstler. /n

Und der Professor ein Journalist. Was aber den Künstler betrifft, so ist dessen Befähigung, in der Reihe zu stehen, ohnedies durch die Erkenntnis, daß kein Hund so länger leben möchte, erhärtet.

Ich übertreibe nicht.

Sagt Burdach. Nein, er übertreibt wirklich nicht.

Wir haben solche deutsche Journalisten gehabt, und wir haben sie noch heute, in gar nicht geringer Zahl.

Auch solche Professoren.

Ich habe in meinem Leben von der Kindheit bis ins Alter sehr viel aus Zeitungen gelernt,

— kein Zweifel —

natürlich unendlich viel Stoffliches, Tatsächliches, Personalien. Aber Wertvolles auch in sprachlicher Hinsicht.

Wie man sieht. Die die Zeitungen schreiben, sind die Journalisten, und die sie lesen, werden Germanisten.

Das Schlagwort vom Zeitungsdeutsch, das die deutsche Sprache verderbe, ist höchst ungerecht.

Das beweist Burdach, der ja zugibt, daß da manches nicht immer stimmen mag, mit selbstlosester Logik wie folgt:

... Aber wie steht es denn mit dem Professorendeutsch? Mit dem Deutsch unserer Gerichtsurteile, unserer Gesetze, unserer behördlichen Bekanntmachungen, unserer Parlamentsreden? Ist das etwa edler, gepflegter, reiner?

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effort, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierteren Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusageung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschäftigt hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich werten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasensüßer von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasensüßer geschrieben

Gewiß nicht. Jedoch zu der Erkenntnis, daß alle diese stilistischen Sphären durch das Zeitungsdeutsch korrumpiert wurden, ja, daß die Moral aller dieser Institutionen ruiniert ist durch das bloße Vorhandensein der einen, deren wesensloser Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischsten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat :

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«  
 »Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,  
 Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,  
 Der wär' um alle seine Zeit gebracht,  
 Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht  
 Und wär' ums ganze Jahr gebracht;  
 Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!  
 Nun sind wir endlich froh;  
 Sie pocht von Messe zu Messe  
 In dulci júbilo.  
 Kommt, laßt uns alles drucken  
 Und walten für und für;  
 Nur sollte keiner mucken,  
 Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit  
 Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?  
 Davon habt ihr gewisse Erscheinung:  
 Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

† † †

13 10

\* (über 1000 1000)

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöbel und Plebe, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Geistig denn nicht!« ablehmt, zeigt ihn in der Rolle des geistig die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus«, dem räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannt«, habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschäftigt hat er sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die betätigte Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich werten möchte, und der deshalb nur in einem Montagblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vernutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasensüßer von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasensüßer geschrieben

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auf den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Bahr erscheint ihnen »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stängelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischem Munde so verstehen, wie ich es meine (also nicht als eine Anspielung auf das unermüdliche Kirchenstängelhupfen, sondern)

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charm, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

was ~~entweder vom Magen oder von den Zähnen kommt~~ Burdach hatte indes einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischen Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hoffmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

-A

Lopkany

H. nicht gemacht  
angewandt 4./y  
tm

/n

/h

/n ll

/n

/ma

/n

/2

/5

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusage des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird, oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschäftigt hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich werten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er <sup>erf</sup>herziger/noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujuchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, den er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes schlechten Stammlokalen begegnet ist,

während ich doch im Kaffeehaus Schnitzler und Salten kennen lernte und in einer Burgtheaterpremiere mit dem neben mir sitzenden Hugo v. Hofmannsthal bekannt wurde. Das war auch natürlich.

Daß man den Hofmannsthal kennen lernt, wenn er daneben sitzt? Nicht doch! daß der Forschungsreisende, der zu so glücklichen Ergebnissen kam, den Hermann Bahr nicht kennen lernte. Denn Bahr stand mit Schlenther auf Kriegsfuß.

Was Burdach zum Lob des Bahr'schen Stils aussagt: daß er voll seltsame nachdrückliche Anschaulichkeit, Ausdruckskraft, Anmut und Wärme sei, ohne Perioden, alle Sätze nur kurz aneinandergereiht — das gilt in gleicher Weise von seinem eigenen Stil. Könnte man literarhistorisch bedeutungsvolle Tatsachen lepidarer zum Ausdruck bringen? Aber man darf nicht etwa glauben, daß Burdach, der Bahr auf dieser Forschungsreise nicht persönlich kennen gelernt hat, ihn darum nicht gesehen hat. O doch!

Bei einer Premiere — vielleicht war es die des Rostandschen »Cyrano von Bergerac« mit Hartmann in der Titelrolle, vielleicht Fuldas »Herostrat« —

Und sich vorzustellen, daß sich das nie mehr wird feststellen lassen!

zeigte mir Schlenther, im Parkett neben mir sitzend,

mit dem war er aber schon bekannt —

weit hinter Bahr und meinte leise, der sei ihm sehr feindlich gesinnt. Damals habe ich unseren Jubilar zum erstenmal lebend gesehen . . . .

Folgt Beschreibung. Jahre vergehen, Burdach wird von Halle in die Berliner Akademie der Wissenschaften berufen und seine und Bahrs Wege »haben sich niemals gekreuzt«.

Und so enge und vielfältige Beziehungen auch Bahr zum Berliner Theater, zur Berliner Journalisten- und Künstlerwelt hatte, wir sind niemals zusammengetroffen.

So ist das Leben; und dann ist es doch wieder anders:

Aber eine eigene Fügung brachte uns dann innerlich doch nahe.

Zwei Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt »erregten«

...

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhafte durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöbel und Pöte, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Neblich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wolle ihn mit der Zusage des Hefes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon haben wird, oder sie wollen es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich darauhin natürlich nicht, aber schon die beläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wette möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb falschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasentüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hatte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasentüber geschrieben



7

Burdach »aufs tiefste«. Es »überrieselte, überströmte, durchdrang« ihn »eine unerhörte Kraft des Schauens und Gestaltens«. / Was ihn, den Ostpreußen, an Bahr so begeisterte, war dessen Liebe zu Österreich, die er teilte, »soweit ein Niederösterreicher dazu fähig ist«. Wie das? Ein Niederösterreicher ist ~~doch~~ von Natur dazu prädestiniert, aber ~~wie kommt~~ ein Ostpreuße dazu? Ja das ist es eben, da kommt es heraus:

1 ja  
H

Und vielleicht regte sich in meinem so überaus empfindlichen, so ganz persönlichen Mitgefühl für das Wohl und Wehe dieses gefährdeten Reiches und vor allem für das Schicksal seiner geliebten Hauptstadt jener Bruchteil österreichischen Blutes, den ich von der Urahne ererbt habe, die auf dem Leopoldberg bei Wien zuhause war und deren Vater aus Linz stammte.

1/2  
F. K. ...

Daraus erklärt sich aber auch die alte Zuneigung zu Bahr / und immerhin wäre das Zustandekommen eines umfassenden österreichischen Selbstgefühls daraus zu erklären, daß wenigstens in einem metaphysischen Sinne Burdachs Urahne, Bahrs Großmutter, Bartschs Mutter und Müllers Kind in einer Stube beisammengesessen sind. Und als Burdach die beiden Bahr'schen Feuilletons gelesen hatte,

Hin  
1/2  
...  
1/2

da ergriff mich die Sehnsucht, mit diesem geistvollen und wissenschaftlich denkenden Feuilletonisten, der über die einstigen impressionistischen Anfänge so hoch hinausgewachsen war, in persönlichen Gedankenaustausch zu treten.

(Schluß folgt.)

Mitten in der höchsten Spannung also, die sich des Lesers bemächtigt, der ~~sein~~ wissen will, wie sich das ~~weiter~~ gestaltet hat und ob Burdach Bahr persönlich kennen lernte, schneidet die Parze den Gedankenfaden entzwei. Wie der alte Voyeur im Pariser Theater, der zu dem im erwartungsvollsten Moment niedergehenden Vorhang die Hände emporhebt, mag / mancher Leser der Neuen Freien Presse empfunden haben, und seine Ungeduld war / nicht geringer als / selbst die Burdachs. Der nächste Morgen aber brachte nicht gleich die Entspannung, sondern zizerlweis / denn man las:

H. ...  
L. ...  
1/2

Diese Sehnsucht steigerten zum lebhaften Verlangen mehrere Aufsätze Bahrs über Bayruth, die ich wenig später las.

1/2

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. /

1/2

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

Wenn er sich aber irrt, was dann? /

1 ( L )

Handwritten note on the left margin.

Handwritten notes on the left margin.

Handwritten note on the left margin.

Handwritten note on the left margin.

Handwritten notes on the left margin.

Handwritten note on the left margin.

Handwritten note at the bottom left margin.

Handwritten signature or note at the bottom center.

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Geist denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird, oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschäftigt hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belästigende Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich werten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb falschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasensüßber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasensüßber geschrieben

8

Jugendstil

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.  
Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die jugendliche Schwärmererei plausibel macht.

in  
Lsgang

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücke, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

im

Offenbar will also Burdach wirklich auf sein Backfischalter zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

H Jugendstil

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter. Aber diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone ist doch etwas Seitenes. — Doch mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. ↓

in

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort/und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Das ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal/am Schluß von Beethovens Neunter, bei dem »Seid umschlungen, Million!« reden sich wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr. Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder der Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

in  
im

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach war dieselbe. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersöhnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

H  
= — zu  
im

(Burdach  
Burdach sagt?)

im  
7. M

(Burdach  
ein Alt.  
für sein min.)

in

7. M  
im

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pötte, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausei-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig die aus Wien kamen, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« Weltbürgers, dem »Bekante, mehr räumlich von mir distanzierteren« Welterbener, der Fackel-Kraus haben zwar Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusage des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird, oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die bellaufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich zu drucken, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasentüber von etwa 50 Zeilen, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasentüber geschrieben

Ein Programm, das mit 54. Jg. geht, ist mir nicht bekannt, aber das ist ja ein anderer  
bestimmter Hinweis.

9

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Am Tage nach der Parsifal-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildeburg . . . Ver[ ]gerung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein fauerhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

Hilf

Hilf

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Hilf

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen untergebracht waren, und sie ebenso die ihrigen ablegten, nahmen sie Platz.

sp

Näher?

Ich durfte die letzte Gelegenheit, die sich bot, den mir innerlich so nahe gekommenen Mann persönlich kennen zu lernen, nicht verpassen, stand auf, ging durch den Saal

sp

Weiter!

um ihn und seine am Abend vorher innig bewunderte Gemahlin zu begrüßen. Indessen schien es mir bei dem lebhaften Kommen und Gehen und bei der beständigen Benützung der Kleiderablage geraten, erst meinen Mantel, Schirm und Hut an mich zu nehmen.

Also da hört sich doch alles auf! Schöner Enthusiasmus, an so etwas zu denken! Da sind meine Mänaden ganz anders, denen könnte in solcher Situation, wenn sie mich endlich am Mantel fassen, der ihre gestohlen werden.

Ich mußte daher erst an Bahrs Tisch vorüber

Näher!

! /  
L. Bahr!  
Chap! /

Am L!

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausei-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Geht denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

*Handwritten notes at the top of the page, including "Handwritten notes" and "Handwritten notes".*

10

und stand dann, als ich nach meinem Schirm und meinen übrigen Sachen suchte und langen wollte, Bahr gerade gegenüber.

No Gottseidank! Und nur der Sorge um den Überzieher dankte er es, daß er nun seinen Herzensdieb hatte.

Da richtete er seine schönen braunen Augen mißtrauisch, prüfend, fast drohend auf mich. Ich griff rasch nach dem gefundenen Eigentum und schritt nun langsam auf Bahrs Tisch zu.

Weiter!

Nun ging der Ausdruck seines Gesichtes in das höchste Staunen über, das freilich bei meinen ersten Worten herzlicher Freude wich. Die Situation hatte für mich etwas nennentlich Komisches.

Für wen denn nicht?

Ich kam mit vollem Herzen, nach langem Sehnen, um endlich der Person eines Schriftstellers und Künstlers meine herzliche Sympathie zu bekennen, aber da wir beide bedacht sein mußten, uns gegen die Nichtsnutzigkeiten dieses irdischen Lebens zu sichern, die auch an geweihter Stätte als das ewig mächtige Niederträchtige um uns stäuben, verfitzte sich das hohe Ergebnis, daß zwei Menschenseelen ihre innere Gemeinschaft sich von Angesicht zu Angesicht bekräftigen konnten, mit dem lächerlichst Trivialen. Ist im Grunde nicht unser ganzes Leben solche Verquickung von Größe und Nichtigkeit?

Wem sagen Sie das! Es ist eine alte Wahrheit, daß selbst in Bayreuth Überrocke gestohlen werden können, wenn man sie nicht in der Garderobe abgibt. Aber was macht das, wenn mit das Herz voll ist und infolgedessen der Mund übergeht.

Wir ließen uns indessen den schönen Augenblick nicht verkümmern.

Recht so!

Mit wenigen warmen Worten stellte ich mich den zur Abreise Fertigen vor

Also das war doch schon erledigt!

und sprach Hermann Bahr innigen Dank aus für sein tapferes, freies und begeistertes Bekenntnis zu Richard Wagners Bayreuther Gedanken, seiner Frau aber innigen Dank für ihre unvergeßliche Kunst, die selbst die gleichfalls bewundernswürdigen Darstellungen der Materna/ Marianne Brandt, Malten, Leffler-Burckard meiner Meinung nach übertroffen habe.

*Handwritten notes on the left margin: "Handwritten notes", "Handwritten notes", "Handwritten notes", "Handwritten notes".*

*Handwritten notes on the right margin: "Handwritten notes", "Handwritten notes", "Handwritten notes".*

*Handwritten note on the left margin: "Handwritten note".*

*Large handwritten note at the bottom of the page, containing a detailed account or reflection.*

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausei-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben



11

Nach wenigen Minuten hieß es Abschied nehmen, denn Bahr reisten vor mir nach anderem Ziel.

Seit dieser Begegnung habe ich Bahr nicht wieder gesehen.

Schade. Aber die Verbindung blieb. Bahr las Burdachs Forschungen über Karls IV. und seines Kanzlers Johann von Neumarkt Einfluß auf die deutsche Bildung, über Goethe und anderes / und berichtete darüber häufig in Essays / Er hat Burdachs Ergebnisse »sich angeeignet und für sein geistiges Leben schöpferisch fruchtbar gemacht«.

Die Idee des »schaffenden Spiegels«, in den Faustparalipomenen (Disputationsszene), die ich zum erstenmal in ihrer tiefen rätselhaften Bedeutung beleuchtet hatte, wurde ein Bestandteil seines eigenen Denkens und immer wieder von ihm hervorgehoben. Und man darf sagen, er ist ein Symbol seiner eigenen höchsten und eigentümlichsten Kraft. Bahr selbst hat das religiös-moralische Gebot, das sich darin verbirgt, in den letzten Jahren aufs schönste erfüllt.

Ich für meine Person muß bekennen, daß mir Burdachs Schilderung der Szene im Restaurant noch weit mehr sagt als seine Deutung des schaffenden Spiegels sowohl wie deren Wirkung auf Bahr.

Bahr hat in den letzten Jahren meinen wissenschaftlichen Bemühungen, die sonst bisher nicht viel Resonanz fanden, so stark und oft Anerkennung gesendet, daß mir dadurch eigentlich fast die Möglichkeit abgeschnitten ist, seine Dichtung und seine ästhetisch-literarischen Schriften meinerseits zu rühmen.

Zum Glück nicht ganz

Ich würde indessen trotz dem naheliegenden Spott über die Retourkutsche mich nicht scheuen, ihn so zu loben, wie er es verdient und es meinem Gefühl und Urteil entspricht.

Was findet Burdach?

Aber ich übersehe nur einen geringen Bruchteil seines wunderbar vielseitigen Schaffens.

So muß/sich denn Burdach darauf beschränken, das ganze in jedem einzelnen Schaffensgebiet zu würdigen, mit besonderer Berücksichtigung dessen, was Bahr für Goethe getan hat, und einen allgemeinen Überblick über die »unvergleichliche Dreierheit seines Wesens, als Journalist, Künstler, Gelehrter«. Mag aber auch ein Gelehrter, der ein Journalist ist, kaum beurteilen können, ob ein anderer ein Künstler ist, als Humorist hat er doch eine Leistung vollbracht, um die ihn sogar jener beneiden könnte.

km'

H 77

L

11

spi

c

1/c

km'

H für 1

1/c

1/c

→ 1/c 1/c 1/c

→ spi

L 1/c 1/c 1/c

→ 1/c

→ 1/c

→ 1/c

→ 1/c

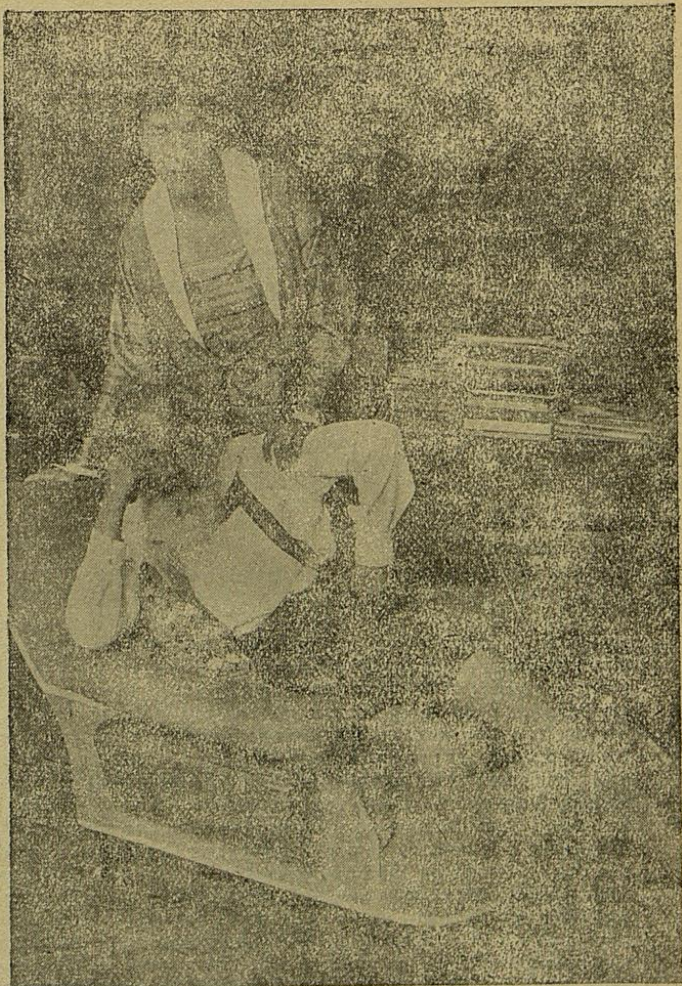
unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser in ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Maus-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekante, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben



unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhafte durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöbel und Plebe, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Neblich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Maus-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierteren Weltbürgers, dem »Bekante, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich darraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vernutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasensüßer von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasensüßer geschrieben

2

Pietà



x x x  
**Aus der Theaterwelt**

Aus der »Dame«

Bundeskanzler Dr. Seipel ließ angeblich auf Anregung Hermann Bahrs und anderer Prominenten Paulsen, zu sich bitten und versicherte ihm seines Interesses an der friedlichen Lösung der Krise,

Gemeint ist der ehemalige Star des Salzburger Welttheaters, der jetzt an den Münchner Kammerspielen engagiert ist.

Handwritten notes in the right margin, including a large bracket and illegible scribbles.

## Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfritcher Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfritcher Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blühendes Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopfer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Clott 125

### Da sind sie wieder

die »Wiener Stimmen«! Nach einer Pause von einem Jahr und einem Monat erschallen sie wieder.

Es war eine schreckliche Zeit, als sie verstummen. Österreichs Kräfte waren erschöpft, sein Ende schien gekommen. Jedermann graute vor dem ungewissen Morgen.

Denn die Reichspost erschien noch.

Es ist anders gekommen. Der Sturz in den Abgrund, der unvermeidlich schien, geschah nicht — — Das nunmehrige tatsächliche Wiedererscheinen der »Wiener Stimmen« ist ein zuverlässiger Beweis der fortschreitenden wirtschaftlichen Genesung Österreichs seit Dr. Seipel Genfer Tat.

Die Zeiten haben sich — Gott sei Dank, erfreulich für Österreich — geändert, die »Wiener Stimmen« können und werden bleiben, was und wie sie einst gewesen, bevor sie dem valutarischen Umsturz erlagen und verstummen mußten. Daß sie nach so langer Atempause wieder erschallen dürfen, daß man nicht aufgehört hat, nach ihnen, gerade nach ihnen zu rufen, bis sie zu neuem Leben erwachen, diese Tatsache ist ebenso eine Billigung ihrer Vergangenheit, wie ein Wegweiser für ihr künftiges Wirken. — —

Der Abschiedsartikel schloß mit dem Appell: » . . . die geistige Bereitschaft zu bewahren, bis der Ruf erschallt.« Jetzt, heute, zu dieser Stunde erschallt er. Freunde, die ihr ihn vernommen, gebt ihn weiter: Die »Wiener Stimmen« erschallen wieder . . .

Nicht von mir erfunden.

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspielen, um die Geste zu retten, deren Zweifelhafthigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöbel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Neblich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierteren Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen, Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wette möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasentüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hatte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasentüber geschrieben



3 a

Brunnenvergiftung

So eine Metapher ist ihr Geld wert. Zum Beispiel, wenn der große Titel lautet:

## Das Attentat auf Stresemann

und im fetten Text gleich die Worte auffallen:

— — der Kanzler des Reiches in den Rücken. — — Dolchstoß  
von hinten — —

Die Kanaillie von Leser, für die es berechnet ist, mag enttäuscht sein. Aber ~~wo die Möglichkeit auf~~ einer so beschaffenen deutschen Wirklichkeit ~~beruht~~ könnte die Phrase die Priorität einer Nachricht bedeuten.

\* \* \*

*Handwritten note:*  
— —

*Handwritten note:* l m

*Handwritten note:* H m

*Handwritten note:* + 1

### Personalmeldungen

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

456

### Aus dem deutschen Familienleben

Ein Sommeraufenthalt kann es mit sich bringen, daß man aus einem älteren Heft der ‚Woche‘ erfährt, welch ein Märtyrer und Inbegriff aller menschlichen und männlichen Tugenden der deutsche Kronprinz ist, bei dem Herr Karl Rosner, der aus der ‚Gartenlaube‘ zur Einrichtung einer Walhalla für Hohenzollern Berufene, 1921 »Pfingsttage in Wieringen« verbracht hat. Durch den tränengewobenen Nebel der Stimmung heroischen Verzichtes, in der ein Mann, der vor Verdun das Gute gewollt hat, nun Hufeisen verfertigen muß, bis das undankbare, aber trotz allem geliebte Vaterland ihn ruft, fällt ein Strahl auf ein Bild deutschen Familienlebens und auf die Gestalt des Vaters, von dem der Sohn zu erzählen weiß:

»Was ihren sterbensmüden Körper so lange gegen alle Anstürme des Leidens bestehen ließ, was ihr die beinahe unerklärlichen Kräfte gab, die schweren Anfälle immer wieder zu überwinden, das war das letzte große Opfer ihrer Liebe. War Sorge davor, daß die Einsamkeit den schwer geprüften Mann an ihrer Seite noch dichter und noch grausamer umfassen werde, wenn sie erst scheiden mußte. Das Wort, das als ein Seufzer ihrer Leidenszeit in der Heimat von Mund zu Mund gegeben wurde, hat sie in jenen Tagen so gesprochen: ‚Ich darf nicht sterben, ich kann ihn ja nicht allein lassen!‘ —«

Was tut Gott, stellte sich alsbald heraus, daß wenigstens der Wunsch der armen Frau, ihn nicht allein zu lassen, erhört wurde. Eh noch die Schuh verbraucht, nein, kaum daß es jenem Heft der ‚Woche‘ gelungen war, das Mitleid des deutschen Volkes mit dem Witwer zu verbreiten, erfuhr es von der glücklichen Wendung, die wieder einmal durch Gottes Fügung eingetreten war. In den Rahmen der ‚Gartenlaube‘ paßt sie ja kaum, doch in der Walhalla des Herrn Rosner dürfte sich keine Veränderung vollziehen, und die ‚Woche‘, die die Verbindung der Sphären besorgt, wird sich wohl in einem der folgenden Hefte, die ich, gelobt sei Gott, nicht zu Gesicht bekam, mit Photographien aus dem deutschen Familienleben eingestellt haben.

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichteir, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

## Die Fälle mehren sich

Zu dem Transvestiten, der in der Kärntnerstraße Aufsehen erregte, und Herrn Seipel, dessen Verwandlungsfähigkeit in Kirchen und Gasthäusern bestaunt wird, hat sich noch ein Herr gesellt:

(Szene in einem Ringstraßencafé). Gestern abends war ein großes Ringstraßencafé der Schauplatz einer ungewöhnlichen, grotesken Szene. Spät abends betrat in Gesellschaft zweier jüngerer Damen eine ältere, in ein tief ausgeschnittenes Crêpe de Chine-Kostüm gekleidete Fräuleinperson das Lokal, die durch ihre ostentativheitere Unterhaltung auffiel.

Kaffeehausgäste, die sich über ihr merkwürdiges Gebaren chokierten, veranlaßten die Herbeiholung eines Wachmannes. Wie erstaunt war man aber dann auf der Wachstube, wohin die Dame eskortiert wurde, über ihre dokumentarisch festgestellte Persönlichkeit! Sie entpuppte sich nämlich als ein pensionierter Generalauditor und ehemaliger Senatspräsident des Obersten Militärgerichtshofes, der angab, sich aus Spaß und weil er sich gern der weiblichen Kleidung bediene, als Frau kostümiert zu haben.

Man darf nicht generalisieren, aber ich habe die Austria immer so erkannt und als Ausklang des tragischen Karnevals macht es sich ganz gut. Ein Leichenberg und ein paar Jahrhunderte Zuchthaus im Hintergrund und auf der Szene zeigt der Generalauditor seine Reize. Schulter an Schulter mit der preußischen Mannszucht, die nichts anderes war als der Drang nach strenger Massage, hat sich auch die österreichische ausgelebt, und die Kehrseite der Glorie ist jene, die zwar nicht gesehen wird, aber eigentlich in Betracht kommt. Ein ~~Heerführer~~ war berühmt dafür, daß er in einem Bordell am Fensterkreuz zu hängen pflegte, und das Anbinden beim Militär war entweder das, was die Befehlshaber gern sahen oder gern selbst erlebt hätten. Gloria transit dorthin, von wo sie kommt. Einer der grausamsten römischen Imperatoren endete als Weib verkleidet in einem Abtritt. Doch wenn Nowotna von Eichensieg Männer fesselt, hat sie keine bessere Chance.

4. Hofschüler von  
Kandl  
Pik. Soy un . . . Amos. Linn. . .  
. . . Kandl. Floris

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausi-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

*M. H.*

7

**Nicht von mir erfunden**

Und so grüßen wir ihn an seinem fünfzigsten Geburtstage als einen der Hüter unserer heiligsten Vaterlandsgefühle und wünschen ihm und uns, daß er sie noch recht lange mit seiner gesegneten Kunst zum Ausdruck bringen möge! Nämlich ~~Herz~~ Schönflug.

7 20

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .



~~Si / the end of~~

~~Handwritten scribbles and signatures~~

~~Handwritten scribbles and signatures~~

### Nicht von mir erfunden

Und so grüßen wir ihn an seinem fünfzigsten Geburtstage als einen der Hüter unserer heiligsten Vaterlandsgefühle und wünschen ihm und uns, daß er sie noch recht lange mit seiner gesegneten Kunst zum Ausdruck bringen möge! Nämlich der Schönflug.

+ +

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöbel und Peite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Neblich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir disanzierteren Wellbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zutragen. Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusage des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschäftigt Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wissen möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

7

### Die Fälle mehren sich

Zu dem Transvestiten, der in der Kärntnerstraße Aufsehen erregte, und Herrn Seipel, dessen Verwandlungsfähigkeit in Kirchen und Gasthäusern bestaunt wird, hat sich noch ein Herr gesellt:

(Szene in einem Ringstraßencafé). Gestern abends war ein großes Ringstraßencafé der Schauplatz einer ungewöhnlichen, grotesken Szene. Spät abends betrat in Gesellschaft zweier jüngerer Damen eine ältere, in ein tief ausgeschnittenes Crêpe de Chine-Kostüm gekleidete Frauensperson das Lokal, die durch ihre ostentativheitere Unterhaltung auffiel. . . . .

Kaffeehausgäste, die sich über ihr merkwürdiges Gebaren chokierten, veranlaßten die Herbeiholung eines Wachmannes. Wie erstaunt war man aber dann auf der Wachstube, wohin die Dame eskortiert wurde, über ihre dokumentarisch festgestellte Persönlichkeit! Sie entpuppte sich nämlich als ein pensionierter Generalauditor und ehemaliger Senatspräsident des Obersten Militärgerichtshofes, der angab, sich aus Spaß und weil er sich gern der weiblichen Kleidung bediene, als Frau kostümiert zu haben.

Man darf nicht generalisieren, aber ich habe die Austria immer so erkannt und als Ausklang des tragischen Karnevals macht es sich ganz gut. Ein Leichenberg und ein paar Jahrhunderte Zuchthaus im Hintergrund und auf der Szene zeigt der Generalauditor seine Reize: Schulter an Schulter mit der preußischen Mannszucht, die nichts anderes war als der Drang nach strenger Massage, hat sich auch die österreichische ausgelebt, und die Kehrseite der Glorie ist jene, die zwar nicht gesehen wird, aber eigentlich in Betracht kommt. Ein hochgebildeter Herr war berühmt dafür, daß er in einem Bordell am Fensterkreuz zu hängen pflegte, und das Anbinden beim Militär war entweder das, was die Befehlshaber gern sahen oder gern selbst erlebt hätten. Doch wenn Nowotna von Eichensieg Männer fesselt, hat sie auch keine bessere Chance. Einer der grausamsten römischen Imperatoren endete als Weib verkleidet in einem Abtritt. Gloria transit dorthin, von wo sie kommt.

H. Schmidt

. . .



mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmitttelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrscheinlichkeit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkte. Er erinnert sich an jenen Anspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wie wohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beedinen, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrscheinlichkeit verliehen, auf daß er sich gegen Vertölgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns bezuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kofflängel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnürlern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

89

**Pech**

**Die zwölf bedeutendsten Juden.**

Die in New-York erscheinende »Jewish-Tribuna« veranstaltete eine Enquete über die Frage, welche zwölf Juden als die bedeutendsten betrachtet werden können. Jeder Leser, der an der Enquete teilnahm, hatte acht Namen zu nennen. Nun ist die Enquete abgeschlossen, und die Abstimmung ergab die folgenden Namen. Es sind in der Reihenfolge nach den erzielten Stimmen die folgenden: 1. Albert Einstein, 2. Chaim Weizmann, 3. Israel Zangwill, 4. der amerikanische Jurist Louis G. Brandeis, 5. Oberster Richter in Amerika Louis G. Brandeis, 6. der gewesene Vizekönig von Indien Lord Reading, 7. der Philanthrop Nathan Straus, 8. Georg Brandeis, 9. der Dichter Chaim N. Bialik, 10. der Rabbiner und Politiker in Amerika Stephan S. Wise, 11. Henri Bergson und 12. Arjurschnitzler.... Unter den ersten Fünfzig der von den Lesern des genannten Blattes favorisierten Juden finden sich interessante Namen. So der gewesene amerikanische Botschafter Oskar S. Strauß, Baron Rothschild, Professor Sigmund Freud, Max Reinhardt hatte viele Anhänger. Interessant ist, daß viele Leser Hermann Bahr für einen Juden hielten und ihm Stimmen zukommen ließen.

[ Das kommt vom übertriebenen Katholizismus.

12

19

14

— 9

1...

Li  
 1. auf Schalom Tisch  
 jedes in der Anfänge.

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumute, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausei-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zutragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusage des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird, oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

89

## Pech

### Die zwölf bedeutendsten Juden.

Die in New-York erscheinende »Jewish-Tribuna« veranstaltete eine Enquete über die Frage, welche zwölf Juden als die bedeutendsten betrachtet werden können. Jeder Leser, der an der Enquete teilnahm, hatte acht Namen zu nennen. Nun ist die Enquete abgeschlossen, und die Abstimmung ergab die folgenden Namen. Es sind in der Reihenfolge nach den erzielten Stimmen die folgenden: 1. Albert Einstein, 2. Chaim Weizmann, 3. Israel Zangwill, 4. der amerikanische Jurist und jüdische Politiker Louis Marschall, 5. Oberster Richter in Amerika Louis G. Brandeis, 6. der gewesene Vizekönig von Indien Lord Reading, 7. der Philanthrop Nathan Straus, 8. Georg Brandeis, 9. der Dichter Chaim N. Bialik, 10. der Rabbiner und Politiker in Amerika Stephan S. Wise, 11. Henri Bergson und 12. Arthur Schnitzler. . . . Unter den ersten Fünftzig der von den Lesern des genannten Blattes favorisierten Juden finden sich interessante Namen. So der gewesene amerikanische Botschafter Oskar S. Strauß, Baron Rothschild, Professor Sigmund Freud. . . Max Reinhardt /; auch Schalom Asch hatte viele Anhänger. Interessant ist, daß viele Leser Hermann Bahr für einen Juden hielten und ihm Stimmen zukommen ließen.

← Das kommt vom übertriebenen Katholizismus ~~Er ist jüdisch~~

Er ist jüdisch immer noch, n

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausi-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben



## Kunst!

## Kunst.

Österreichische Kunst in Genf.

Max Oppenheimers Gemälde »Das Orchester«.

(Von unserm Genfer Korrespondenten.)

Genf, im Juni.

Das künstlerische Ereignis des Monats April war für die Genfer die Ausstellung des Österreicher Max Oppenheimer im Batiment Electoral. Max Oppenheimer, dessen Name sich in dem Jahrzehnt, seitdem er Wien verließ, in ein pittoreskes und aphoristisches »Mopp« verkürzt hat, lebt bekanntlich seit Kriegsende in Genf. — Mopp malt sich immer mehr ins Monumentale empor. »Das Orchester«, ein Tempera-Gemälde von nahezu kolossalen Dimensionen, welches soeben den Gegenstand des höchsten Interesses der Genfer Kunstfreunde erweckt, ist ein Markstein auf diesem steilen Pfad des jungen österreichischen Malers.

»Das Orchester« ist in doppelter Hinsicht ein österreichisches Werk. — Wenn der Beschauer vor Mopps Gemälde tritt, hat er das Gefühl, als müßte er sich — das Ohr zuhalten. Denn von dieser Leinwand braust ein Fortissimo ohnegleichen dem Beschauer entgegen.

— Ein paar Bratschisten und Geigenspieler haben zeichnerisch einen Schuß, welcher — auf die Gefahr einer Übertreibung sei es gesagt —, an die Handzeichnungen eines Leonardo oder Michelangelo erinnern. Er ist ein malerischer Eklektiker, in dessen Technik sich der Stil aller Zeiten und Schulen, vom byzantinischen Mosaik bis zu den Kubisten, spiegelt. —

Der Erfolg der Oppenheimerschen Exposition im Batiment Electoral war beispiellos. Nicht alle Besucher gingen in restlosem Entzücken auf, aber man war sich einig darüber, einer höchst eigenartigen und fesselnden Individualität gegenüberzustehen. Die Genfer Kritik stellte sich fast ausnahmslos, so konservativ sie sonst ist, an die Seite Mopps. — Wann wird es den Weg an die Donau finden, wo sein Schöpfer in seinen Jugendjahren verkannt, wenn nicht verspottet, in der Schule Gustav Klimts seine künstlerische Heimat hatte?

Erschienen im 8 Uhr-Blatt, dessen Redakteur genügend Objektivität besitzt, sich an die Seite Mopps zu stellen, wiewohl er Mopps Bruder ist. / Er nennt sich infolgedessen nicht mit Unrecht Mopp. / Wer der Genfer Korrespondent des 8 Uhr-Blatts ist und ob er vielleicht Mopp noch näher steht, ist nicht bekannt.

S

A

K  
L

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausi-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

99

### Was sich in Ägypten tut

Aus Alexandrien schreibt uns ein Wiener: Alexandrien steht im Zeichen Lehars und Kalmans, deren psickelnde Melodien das Repertoire aller Operettentheater beherrschen und jung und alt entzücken. Allenthalben hört man in den Gassen die Tanzweisen der beiden Operettenkönige pfeifen, hört sie wieder in den zahlreichen Konzertlokalen und tanzt nach ihnen in den fashionablen Hotels und Kasinos. Die ausgezeichnete italienische Operettentruppe »Nuova Select«, die gegenwärtig im neu eröffneten Kursaaltheater auftritt, verdankt den Werken der beiden Meister ausverkaufte Vorstellungen, und das europäische und einheimische Publikum singt hingerissen jeden Schläger in endlosen Wiederholungen mit. Die Begeisterung für die Wiener Operette überragt sogar das Interesse an den jetzt stattfindenden ersten Parlamentswahlen, durch die das unabhängig gewordene Königreich Ägypten in die Reihe der konstitutionellen Staaten tritt. Vor wenigen Tagen hat der gefeierte Nationalist Saad Zagloul nach mehr als zweijähriger Verbannung seinen Einzug nach Ägypten gehalten, doch die Araber haben sich diesmal merkwürdig still verhalten und die Musahras (Demonstrationsaufzüge), die im Jahre 1921 so verhängnisvolle Folgen hatten, sind ohne Verbot unterblieben. Nur einzelne Musikkapellen durchzogen mit ihren ohrenbetäubenden Instrumenten die Stadt, und auch sie bekundeten ihre Vorliebe für Wiener Musik durch das Aufspielen des seligen Doppeladlermarsches.

[ ] Nein, ich reis' nur nach Fischamend!

/t

— 99

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumute, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pötte, dieses maximum en effort zu einem minimum en effort, dieser volle Einsatz von Neblich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und die undankbare Heimat mit einem »Geist denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannt«, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusage des Hefes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollen es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich werten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

SS #  
10

### Was sich in Ägypten tut

Aus Alexandrien schreibt uns ein Wiener: Alexandrien steht im Zeichen Lehars und Kalmans, deren psickeinde Melodien das Repertoire aller Operettentheater beherrschen und jung und alt entzücken. Allenthalben hört man in den Gassen die Tanzweisen der beiden Operettenkönige pfeifen, hört sie wieder in den zahlreichen Konzertlokalen und tanzt nach ihnen in den fashionablen Hotels und Kasinos. Die ausgezeichnete italienische Operettentruppe »Nuova Select«, die gegenwärtig im neu eröffneten Kursaaltheater auftritt, verdankt den Werken der beiden Meister ausverkaufte Vorstellungen, und das europäische und einheimische Publikum singt hingerissen jeden Schlager in endlosen Wiederholungen mit. Die Begeisterung für die Wiener Operette überragt sogar das Interesse an den jetzt stattfindenden ersten Parlamentswahlen, durch die das unabhängig gewordene Königreich Ägypten in die Reihe der konstitutionellen Staaten tritt. Vor wenigen Tagen hat der gefeierte Nationalist Saad Zagloul nach mehr als zweijähriger Verbannung seinen Einzug nach Ägypten gehalten, doch die Araber haben sich diesmal merkwürdig still verhalten und die Musahras (Demonstrationsaufzüge), die im Jahre 1921 so verhängnisvolle Folgen hatten, sind ohne Verbot unterblieben. Nur einzelne Musikkapellen durchzogen mit ihren ohrenbetäubenden Instrumenten die Stadt, und auch sie bekundeten ihre Vorliebe für Wiener Musik durch das Aufspielen des seligen Doppeladlermarsches.

Nein, ich reis' nur nach Fischamend!

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausi-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

9 to  
H  
H

### Ein Nestroy-Kenner

urteilt über den Unfug der Damenbesetzung des »Lumpazi-vagabundus«:

Knieriem war Frau Niese: ihre tiefe gutmütig polternde Stimme verleiht der einfältigen Biederkeit des Schustergesellen echtste Farbe. Ihre Darstellung ist hervorragend. Weniger befriedigend der sonst muntere Zwirn Grete Petrovits', schon weil er (sie) den böhmischen Dialekt nicht beherrscht.

A x x

H H  
12

### Ein anderer Nestroy-Kenner

nämlich der gewiegte Theaterkenner Wertheimer, sagt:

»Man kann Nestroy nicht ohne Nestroy spielen«, bemerkt Bauernfeld — doch er hat Hansi Niese als Schustergesellen Knieriem nicht gekannt . . . Fräulein Petrovits als Schneider Zwirn und . . . waren neben ihr die am echtsten nestroyhaften Darsteller dieses sehr beifällig aufgenommenen Nestroy-Abends.

Also wiewohl der Zwirn den böhmischen Dialekt nicht beherrscht hat. Dafür lernt, so heißt es, Herr Moissi bereits den wienerischen. Infolge eines Mißverständnisses meiner Anregung. Ich hatte nicht gemeint, daß er den Zwirn spielen soll, sondern ich wollte diese Rolle übernehmen, wenn er sich zur Kamilla Palpiti entschloße. Das kann ja schön werden. Als Kainz den Zwirn spielte, mußte sich Nestroy im Grab umdrehen. Nun darf er diese Aufgabe beruhigt dem armen Kainz überlassen.

x x

V Mannen  
2/10 H. H. H.  
H

13

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tropfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spabvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollen und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzige Entleerung zu rächen und sich für die Unreichtbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachtliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwätze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Grobmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Grobmann gewährt ist, selbst einen Stephan Grobmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niederracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation



13

12

13

14

### Ein ~~profaner~~ Schmuser

Es gibt jetzt, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelpfen, einen eigenen Preßburger. Er kombiniert:

... Aber Max Reinhardt wurde in dem kleinen Orte Stampfen, drei Stunden von Preßburg entfernt, zwischen kleinen, weißgetünchten Bauernhäusern, als Sohn eines Gemischtwarenhändlers geboren. Er sah seinen Heimatsort wahrscheinlich schon einige Dekaden nicht, und jene gewissen »uralten« Leute, die ihn noch barfuß umherlaufen gesehen haben wollen, tischen sicherlich nur ein Märchen auf, wenn sie erzählen, daß sie sich an den kleinen »Maxl« noch erinnern können.

Aber selbst, daß die uralten Leute dieses Märchen auf-tischen, ist nur eine Vermutung und keine Information. Wozu desavouiert er sie also, anstatt ihnen die Freud zu gönnen?

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

16

12

## Doll

ist das Leben, das merkt man erst, wenn man auf der Reise <sup>in</sup> ins Berliner Tageblatt (dessen Telegrammadresse übrigens Berlibla lautet) einen Blick tut:

In London endete jetzt eine sehr romantische Karriere. — — Mit den Kinderkleidern streifte sie im Backfischalter die Vergangenheit ab. — — Sie wurde bald theatermüde, sattelte um und trat als Mannequin vor die Kundschaft eines großen Modosalons. Im Grunde blieb sie aber, was sie war. Sie war auf der Bühne ein Showgirl und blieb im Modosalon ein Showgirl. — — Über Extravaganzen während ihrer Bühnenlaufbahn erzählen sich die ehemaligen Londoner Freunde manche amüsante Einzelheit: — — Sie besaß zwei Dutzend Hüte und noch mehr Kleider und Pelze.

- 11 -  
/ - -

- 12 -

## Personalmachrichten

(Hans Liebstock) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfritcher Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfritcher Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Seiningers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blütiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswerthes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Batisli. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgesopfer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.

16  
18  
17

### Doil

ist das Leben, das merkt man erst, wenn man auf der Eisenbahn ins Berliner Tageblatt (dessen Telegrammadresse übrigens Berlibla lautet) einen Blick tut:

In London endete jetzt eine sehr romantische Karriere. — — Mit den Kinderkleidern streifte sie im Backfischalter die Vergangenheit ab. — — Sie wurde bald theatermüde, sattelte um und trat als Mannequin vor die Kundschaft eines großen Modesalons. Im Grunde blieb sie aber, was sie war. Sie war auf der Bühne ein Showgirl und blieb im Modesalon ein Showgirl. — — Über Extravaganzen während ihrer Bühnenlaufbahn erzählen sich die ehemaligen Londoner Freunde manche amüsante Einzelheit: — — Sie besaß zwei Dutzend Hüte und noch mehr Kleider und Pelze. — —

Doil  
Kampfer  
(von mir gemacht)  
17, 18

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

17

## Die Sensation

wurde — gleichzeitig — wie folgt ausgeschrotet:

Der Graf . . . gab heute zu Protokoll, daß seiner Ansicht nach der Doppelselbstmord in gegenseitigem Einverständnis erfolgt sei.

Der Graf . . . erklärte, daß von einem Einverständnis zwischen dem Rittmeister und seiner Frau absolut keine Rede sein könne, . . . und er müsse die Vermutung entschieden zurückweisen.

Die Wahrheit lag wie immer in der Mitte: er war noch ~~gar~~ nicht einvernommen. Aber das ist natürlich egal; wie immer dem beteiligten Privatmann zumute sei, die Hauptsache ist, daß das Publikum etwas zu lesen bekommt. Wie sollte es je auf die Idee kommen, sich der Strolche, denen es so viel Zeitvertreib verdankt, zu entledigen, und der Universitätsprofessoren, die dieses Handwerk als eine Kulturmission feiern? Ein Dritter hatte die Untersuchung schon vorher mit der folgenden Rezension abgeschlossen:

Wieso es zur blutigen Katastrophe kam, wird niemals restlos geklärt werden können. Die arme Frau hat für das letzte ihrer Abenteuer mit dem Tod gebüßt. Sie starb, höchst bürgerlich, durch den Revolver ihres deklassierten Geliebten. Sie hat, nach Spießermoral, gebüßt und gesühnt. Wer ihr Abenteuererleben, das in Transvaal begonnen hat und durch die ganze Welt seine Fortsetzung fand, überblickt, wird von diesem banalen Schlußpunkt enttäuscht sein.

Selbst wenn/ auch nur mit einer Silbe hervorgekommen wäre, daß die Ermordete, von der der Bursche nichts weiter weiß als daß sie in Transvaal geboren ~~ist~~, durch die ganze Welt ein Abenteuererleben geführt hat, ~~so~~ könnte man wohl sagen, daß es höher nicht mehr geht und daß eine bürgerliche Gesellschaft, die die Ehre eines Totenbetts nicht mit der Hundspeitsche repariert und die anspruchsvollen Schänder nicht auch durch den banalen Schlußpunkt des Abonnements enttäuscht, noch unter dem sittlichen Niveau dieser Journalistik lebt.

folgt hier, mit

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierteren Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuggetragen. Grobe haben eben immer Ohrenläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird, oder sie wollen es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belästigende Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich werten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasensüßer von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasensüßer geschrieben



136-141  
I  
[Sitten] Einser

Lin N

verdient nach einem ihrer letzten Kommuniqués zweifellos die Polizeidirektion, deren Streben, den Interessen der Bevölkerung zu dienen, im Publikum und bei der führenden Tagespresse bisher gewürdigt wurde.

War einmal die Neue Freie Presse streng und tat sie der braven Sittenpolizei Unrecht, indem sie sie fälschlich eines geradezu ungeheuerlichen Übergriffes beschuldigte, so erhielt die Fackel eine Berichtigung. Aber diese vermag das Streben durchaus nicht zu würdigen, weil sie, selbst wenn der Sittenpolizei nicht der geringste Mißgriff passierte, schon mit dem Griffen nicht einverstanden ist, ja schon damit, daß es eine Sittenpolizei gibt. Denn was gehen die Polizei unsere Sitten an? Auch wenn sie noch so eindringlich versichert, daß sie in diesem Punkt nur um unsere Gesundheit besorgt sei, so stellt sich, wie eine sonst wenig sympathische Zeitung in ausnahmsweise dankenswerter Weise dargestellt hat, leider heraus, daß der Punkt, nämlich der, aus dem ~~war~~ alles zu hieraus, daß der Punkt, aber auch (alles zu kurieren) ist, uns noch immer hieramts als »schwarzer Punkt« angemerkt wird. Aber das wünschen wir nicht mehr. Von erfolgreichen Razzien, Ausräucherung von Liebesnestern und dergleichen strategischen Notwendigkeiten, die keine sind, wollen wir nicht mehr hören und bitten den kultivierten Mann, in dessen Namen sich das alles begibt und der doch in Genua mit Europäern zusammengekommen ist und dort, sowohl in den Kreisen der Diplomatie, wie in deren Umgang, »gewerbsmäßige Unzucht« in Fülle geschaut hat, dafür zu sorgen, daß dieser Begriff aus dem Vorstellungsleben der Wiener Polizeidirektion definitiv verschwinde. Ich möchte ihn überhaupt nur noch zur Kennzeichnung der führenden Tagespresse, die das Streben der Polizeidirektion würdigt, gelten lassen. Es ist ja ganz gewiß wahr, daß die Kuppelei »ein in die strafgerichtliche Kompetenz fallendes Delikt« ist, aber abgesehen davon, daß sie tagtäglich

hoff  
4-3

Hörn  
4-3

m  
4  
ausgehend  
auf  
Hörn

Hörn  
/ti  
Hörn  
/n

Rekopierierung von ...

Handwritten notes at the bottom of the page.

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Anspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der 'Gesellschaft' erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es bedenken, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kofflängel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschmieren wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die



mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittlbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der 'Gesellschaft' erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbitlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beiden, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreibt (ich meine nicht den Koffitigel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreibt, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingeh, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnitzern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

3

während des Krieges den Zumutungen der Menschenmaterial-  
 verwalter ehrenhaften und besonnenen Widerstand geleistet hat,  
 nicht mit einer Sphäre vereinen, in der es noch immer  
 »schwarze Punkte« gibt, ein kaum zu verbergendes Behagen  
 an der Möglichkeit des »Abschiebens« zum Ausdruck kommt,  
 untersucht wird, ob in einem Hotel Mädchen mit ihren  
 »ständigen Freunden« einkehren oder mit »neuen Freunden«,  
 die Trinkgelder, die der Portier erhielt, Communiquéfähig  
 sind und mit gehaltener Pathos die Tatsache vermerkt wird,  
 daß eine Artistin 800.000 Kronen Monatsgage hatte, »während  
 ihr Budget sechs Millionen betrug«. Man denke. Aber sonst ist  
 das Selbstgefühl eines Staates gesund, dessen Hofräte bloß den  
 Weg über den Schottenring machen müssen, um ein Ein-  
 kommen, mit dem sie nicht auskommen konnten, zu verbessern  
 und dessen Oberfinanzräte in Massen von den Bankdirektoren,  
 die sie zu besteuern hätten, »übernommen« werden, da es ja  
 erfahrungsgemäß den Wächtern bei den Räubern ~~viel~~ besser  
 geht als den Räubern bei den Wächtern. Doch wenn unter  
 aller Prostitution — und verpönt ist nach wie vor nur die  
 des Geschlechts und erlaubt ist, was nicht gefällt — die der  
 armen Artistin die ungefährlichste und sonorigste ist: welche  
 vom sittenpolizeilichen Standpunkt anfechtbaren Möglichkeiten  
 böse nicht jedes Gelage der Hautefinance, an dem teilzunehmen  
 die Welt der Würde für eine Ehre hält? Und welches Sitten-  
 bild ~~nicht~~ die Welt einer führenden Tagespresse, von der  
 gewürdigt zu werden, jene den offen einbekannten Ehrgeiz hat!

L 1 a

+ my

/ h

/ h

x x  
xAlles ein Prinzip (Maurice)L c  
/ m

a

+ h 1

mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der 'Gesellschaft' erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beiden, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Kofflängel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschwemmen wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die



mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unverminderter körperlicher Frische wirkte. Er erinnert sich an jenen Anspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbitlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beider, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlab auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, unzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns bezuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreibt (ich meine nicht den Koffligel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreibt, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschwärzen wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuillleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die





mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittlbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Unwahrheit zu eröffnen, denn seine Angriffe beweisen, daß er noch nach so langer Zeit in unvernünftiger körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Anspruch so genau, als ob gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbitlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beiden, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Vertolgung schütze, aber er ist imstand, umzutallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns bezuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Koffligel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehht, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnitern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die



mir empfangen habe. Aber mein Gedächtnis läßt ihn da im Stich. Der erste starke Eindruck, den er von mir empfangen hat, waren zehn Gulden, die er sich letztwillig im Hinblick auf sein unmittelbar bevorstehendes Ableben erbat, ohne mich persönlich zu kennen, aber bereit, die nun einsetzende Beziehung mit einer Umwahrung zu eröffnen, denn seine Angriffe bewiesen, daß er noch nach so langer Zeit in unvermindeter körperlicher Frische wirkt. Er erinnert sich an jenen Ausspruch so genau, als ob es gestern gewesen wäre, wiewohl es tatsächlich schon dreißig Jahre her sind, daß jener Artikel in der „Gesellschaft“ erschien, also ein Zeitpunkt, wo er mich noch gar nicht gekannt hat. Ich habe, da mein eigenes Gedächtnis, sonst so unerbittlich getreu, in diesem Fall, nämlich was die Worte betrifft, ganz und gar versagt, nur in der Aussage Grobmanns einen zuverlässigen Beweis dafür, daß ich sie nicht gesprochen habe. Ich könnte es beides, denn ich würde mich für den Beweis, daß ich sie nicht gesprochen habe, auf die Erklärung Grobmanns berufen, wenn er mich nicht im Ernstfall doch im Stich ließe. Denn ein Verlaß auf ihn ist ja keineswegs möglich. Die Natur hat ihm den Stachel der Unwahrhaftigkeit verliehen, auf daß er sich gegen Verfolgung schütze, aber er ist imstand, umzufallen und einmal die Wahrheit zu sagen. Es wäre interessant, einem Selbstgespräch Grobmanns beizuwohnen (ich meine nicht einen jener Berliner Monologe, wo zumeist der Präsident des Deutschen Reichstags oder Viktor Adler dabei ist oder sonst jemand, der vor Grobmann kein Geheimnis hat): etwa, wenn er an den Flügel schreitet (ich meine nicht den Koffingel des Autos, worin Ebert sitzt), also wenn er ans Klavier schreitet, um es nicht spielen zu können. Ich stelle mir vor, daß er, wenn er im Wald so für sich hingehet, ein leichtes Grinsen über die Aussicht, wie er damit den Leser anschnitzern wird, anfangs nicht unterdrücken kann, daß aber dann die volle Wahrheit in ihm zum Durchdruck kommt, nämlich daß er da nichts zu suchen hat. Dann wird er ausspucken. Wenn er sich an der Ostsee sonnt, wird er zehn Durchschläge von dem Feuilleton kalkulieren, das diese Vorstellung dem Publikum wert ist. Und wie mit der Natur, geht es ihm mit der Kunst, aber auch mit allen jenen Gebieten menschlicher Betätigung, in die

*Handwritten notes in the right margin:*  
S. 24. Kreis Kreis  
S. 24. Kreis Kreis  
S. 24. Kreis Kreis

(Die französische Revolution)

War denn nicht die Absicht unserer so glori-  
reichen französischen Revolution die und keine  
andere, daß, als Schein und Trug, so lange die  
Seelen tötend, nun auch den Leib zu töten begannen  
und bis zum Bankerott und gänzlicher Auflösung  
uns gebracht hatten, daß da ein großes Volk sich  
erhob und mit Einer Stimme im Namen des Höchsten  
erklärte: Schein soll nicht mehr sein! Waren  
die vielen schon erduldeten Leiden und blutigen  
Greuel und die noch durch traurige kommende Jahr-  
hunderte hindurch zu erduldenen, waren sie nicht  
der hohe bezahlte und zu bezahlende Preis für eben  
diese gänzliche Vernichtung des Scheins und Truges  
unter den Menschen?

\*

Spinnewebe und Chimäre sollten wahrlich  
verschwinden, denn wir haben es jetzt mit einer  
Wirklichkeit zu tun. Laßt die Seelen und nun  
auch Körper tötende, unerträgliche Formel ver-  
schwinden, in des Himmels und der Erde Namen!

\*

Lieben denn nicht alle die Freiheit und die  
Konstitution? Gewiß, alle von Herzen, — und doch  
in verschiedenem Grade. Einige, wie . . . und seine  
rechte Seite, mögen die Freiheit weniger lieben als  
das Königtum, wenn's auf eine Probe ankommen  
sollte; andere, wie . . . und seine linke Seite, mögen  
sie mehr lieben, als das Königtum.

\*

Ach, Reibungen müssen, wie wir einmal sagten,  
wohl vorkommen auf der Bahn der Freiheit; ver-  
schiedene Richtungen werden solche erzeugen, ja  
verschiedene Schnelligkeit selbst in gleicher Richtung  
wird es tun.

\*

Es war ihr und Frankreichs Los, daß sie  
unbekannt waren mit vielem, das sie wissen sollten,  
unbekannt mit sich selbst, mit allem um sie herum.  
Eine politische Partei, die es nicht weiß, wenn  
sie geschlagen ist, kann für sich selbst und für alle  
eines der fatalsten Dinge werden. Nichts wird diese  
Leute überzeugen, daß sie die französische Revolution  
nicht durch den ersten Ton ihrer Kriegstrompete  
auseinandertreiben werden, daß die französische  
Revolution etwas anderes ist als ein lärmender  
Krawall von Schwätzern und Schreiern, der beim  
Blitzen von Reitersäbeln, beim Rascheln von Henkers-  
stricken sich verkriechen werden in Schlupfwinkel,  
je tiefer je lieber. Aber, ach, welcher Mensch kennt  
sich und berechnet die Dinge um sich herum richtig?

Dieser Artikel wurde aus dem "Lecturer's  
 edition von Carlyle's "Revolution"  
 in Metaphysics der "Lecturer's"

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir auftreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Auch an königlicher und kaiserlicher, preußisch-österreichischer Erklärung fehlt es nicht, worin die Sanssouci-Schönbrunner Auffassung dieser ganzen französischen Revolution, vom ersten Beginne an, weitläufig dargelegt und gesagt ist, mit welchem Schmerz diese hohen Häupter solche Dinge unter der Sonne tun sahen. . . .)

Durchlauchtige Hoheiten, die ihr dasitzt und protokolliert, manifestiert und die Menschheit tröstet! Wie wäre es, wenn einmal in den tausend Jahren eure Pergamente, Formulare und Staatsraisons in alle vier Winde geblasen würden, und die Wirklichkeit ohne Hosen starrte euch, sogar euch, ins Gesicht; und die Menschheit sagte selber, was für ein Ding sie trösten könnte?

\*

. . . Ja, statt noch mehr zu schreien, wäre es vielleicht erbaulich zu bemerken, welch eigen Ding Sitten (auf lateinisch mores) sind, und wie passend die Tugend, virtus, die Männlichkeit, der Wert im Menschen, seine Moralität oder Sittlichkeit genannt wird. Grausamer Mord, gewiß eines der echten Produkte der Hölle, einmal »Sitte« geworden, wird zum Krieg, zum Krieg nach Regel und Gesetz, wird als »Sitte« auch moralisch. Und Männer im bunten Rock tragen die Mordwerkzeuge um ihre Hüfte gegürtet, nicht ohne Stolz, was du in keiner Weise tadelst. Während doch, sieh nur, der Mord, solange er nur im groben Arbeitskittel einhergeht, und die Revolution, weniger häufig und darum ohne Gesetze, uns zum Schreien veranlassen!

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfruchtlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst besetzt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stagselgrün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Betläufigkeit, Saloppheit, Mißtönigkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chefredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielt, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käffig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibisch jenes B. Z. Machers sein made in austria in der selbstvernichtenden Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karriere des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rückständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Grobmannssucht, die, wenn die schmalzige Berührung auf ein Mütteraug, das ihn doch nicht erkennt hat, und auf einen Stephansurm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich würde, einzig darum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokal-humoristen« herablickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalmurmorist zwar eine kulturlebendigere Beziehung zur deutschen Welt



Die Mörder im groben Kittel, sie sind das Unsittliche! O, ihr geliebten schreienden Brüder Dickköpfe, laßt uns unsere weit aufgerissenen Mäuler schließen, laßt uns aufhören zu schreien und anfangen, nachzudenken!

\*

Hunger und Nacktheit und ein auf fünfundzwanzig Millionen schwer liegender Druck waren die Haupttriebfedern der französischen Revolution, wie das der Fall sein wird bei allen solchen Revolutionen in allen Ländern; nicht aber die verletzten Eitelkeiten oder widersprochenen Anschauungen philosophierender Advokaten, reicher Krämer oder des Landvolks. Die feudalen Fleurs de Lis waren ein unerträglich schlechtes Marschierbanner geworden und mußten zerrissen und unter die Füße getreten werden, aber der Geldsack des Mammons (denn das ist's, was in diesen Zeiten »die respektable Republik für die Mittelklasse« bedeutet) ist noch etwas Schlimmeres, solange es dauert. Eigentlich ist es in der Tat das schlechteste und niedrigste unter allen Bannern und Symbolen der Herrschaft, und ist wirklich nur möglich in einer Zeit des allgemeinen Atheismus und Unglaubens in allem, außer in brutaler Gewalt und Sensualismus. Geburtsstolz, Beamtenstolz, jede bekannte Art von Stolz ist immer noch um einen Grad besser als Geldstolz. Darum wird der Sansculottismus seine Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht im Geldsack, sondern ganz wo anders suchen.

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst besetzt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stägelicht bekennen läßt, all dies bildet den eigenartigen Reiz einer Feder, deren Beiläufigkeit, Saloppheit, Mißbilligkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chortexte auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privatmannsherr für zimmerrein hielte, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Bernis, der über dem Schreibtiisch jenes B. Z.-Machers sein made in austria in der selbstverneinenden Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karrikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rückständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Grobmannsucht, die, wenn die schmalzige Bertung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephansturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wurde, einzig darum schon »draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herabblickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokallhumorist zwar eine kulturlebensdienlichere Beziehung zur deutschen Welt

4

Wurde die Revolution gemacht und wurde dafür diese vier schweren Jahre hindurch gekämpft gegen eine Welt, damit eine Formel verwirklicht werde, damit die Gesellschaft methodisch, logisch nachgewiesen werde und nur die alte Noblesse mit ihren Anmaßungen verschwinde? Oder sollte sie nicht vielmehr all den fünfundzwanzig Millionen einen Sonnenstrahl und einige Erleichterung bringen, die schwerbedrückt in Finsternis saßen, bis sie sich erhoben mit Piken in ihren Händen? Zum mindesten und als geringsten Gewinn sollte sie ihnen einen Anteil an Brot zum Leben einbringen. Für dies ist beim Berg hier und da . . . . ein tiefgehendes Verständnis vorhanden . . . . Höchst kalt, vornehm gönnerhaft, unwesentlich ist dagegen der Ton der Girondisten gegen »unsere armen Brüder«, diese Brüder, die man so oft bezeichnen hört mit dem Kollektivnamen »die Massen«, als wären sie überhaupt keine Menschen, sondern Haufen leicht entzündbaren explosiven Stoffes, gut genug, um Bastillen damit in die Luft zu sprengen!

Ach, es ist ja für die besten Augen die Wirklichkeit undeutlich; und diese Männer wollen sie nicht einmal mit ihren natürlichen Augen betrachten, sondern nur durch die facettierte Brillen der Pedanterie, der verwundeten Eitelkeit, die ihnen ein höchst verhängnisvolles, trügerisches Bild zeigen . . . . Nur was ein Mensch kennt, nur das kann er. Aber das Unheil des Menschen beginnt damit, daß ihm die Fähigkeit zu sehen benommen wird, daß er nicht die Wirklichkeit, sondern ein falsches Bild der Wirklichkeit sieht, und diesem folgend, blindlings, schneller oder langsamer zur völligen Finsternis hinabsteigt, in sein Verderben, in das große Meer der Finsternis, wohin alle Lügen, direkt oder auf Umwegen, endlich führen!

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbunden grenzende Ehrfurchlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst besetzt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn am äußersten Rande jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe slagegrün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Beiläufigkeit, Saloptheit, Mibkönigkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chefredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielt, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibstisch jenes B. Z.-Machers sein made in austria in der selbstvermeintenden Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karrikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenderen Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rücksständigkeit und Enge der Wiener Interessens annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Grobmannssucht, die, wenn die schmalzige Berührung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephansturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wurde, einzigdarum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herabblickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalthumorist zwar eine kulturlebensfähigere Beziehung zur deutschen Welt

So manches Jahrhundert, sagen wir nur von Hugo Capet an, hatte die Summe von Gottlosigkeit, Lüge, Unterdrückung des Menschen durch den Menschen vergrößert, indem jedes Jahrhundert sie mit einem Zuwachse dem nächsten überlieferte. Könige waren Sünder, Priester waren es, und das Volk. Offenkundige Schurken fuhren triumphierend mit dem Diadem, Krone, Mitra daher, oder es hat die noch verhängnisvollere Art der heimlichen Schurken mit ihren schön klingenden Formeln, Scheinwahrheiten, inwendig hohlen Respektabilitäten; das Geschlecht der Charlatane und Schwindler war zahlreich geworden wie der Sand am Meere. Bis sich endlich eine solche Summe von Lug und Trug angehäuft hatte, daß, kurz gesagt, Erde und Himmel dessen überdrüssig wurden. Der Tag der Abrechnung schien langsam nur, ganz unbemerkt durch die Prahlereien und Fanfarenaden der Höflingswirtschaft, durch das erobernde Kriegerthum, das allerchristlichste Grand Monarque-thum, die Wirtschaft einer vielgeliebten Pompadour heranzunahen; aber, seht, er ist immer nähergekommen, seht, er ist da, plötzlich für alle! . . . So ist es immer und doch wissen sie es nie und werden es nie wissen. Mit heiteren, sorglosen Mienen, fröhlich einander zureufend, sich gegenseitig Glück und Erfolg wünschend, so sind sie Tag um Tag und Geschlecht auf Geschlecht an der Arbeit, säen den Wind. Und doch, so wahr als ein Gott lebt, werden sie Sturm ernten; es ist nicht anders möglich — da Gott eine Wahrheit und sein Reich eine Wahrheit.

\*  
Nun ist es sicherlich nicht Verwirklichung des Christentums oder von etwas Irdischem, was wir in dieser Schreckenszeit, worin sich die französische Revolution verzehrt, gewahren. Zerstörung vielmehr gewahren wir, Zerstörung von allem, was nur zerstörbar war. Es ist, als ob fünfundzwanzig Millionen, endlich in Raserei getrieben, gleichzeitig sich erhoben hätten, um zu verkünden, um mit einem Tone, der durch alle Zeiten und Länder geht, zu verkünden,

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtslosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst besetzt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stachelgrün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Belläufigkeit, Saloppheit, Mißbilligkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chefredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielte, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibstisch jenes B. Z.-Machers sein made in austria in der selbstvermeintlichen Formel bekannt hat: »Wir trauen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karriere des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rücksständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Grobmannssucht, die, wenn die schmalzige Berufung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephanturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wurde, einzig darum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herabblüht, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalhumorist zwar eine kulturrendigere Beziehung zur deutschen Welt

6

daß die Unwahrheit einer solchen Existenz unerträglich geworden sei. O ihr Heucheleien und Schmeicheleien, Königsmäntel, Kardinals-Sammtgewänder, Credos, Formeln, Respektabilitäten, ihr schön bemalten Gräber voller Totenreliquien, seht, ihr erscheint uns jetzt ganz und gar als eine Lüge. Aber unser Leben ist keine Lüge, unser Hunger, unser Elend, sie sind keine Lüge! Darum seht, wir erheben, einer und alle, schwörend unsere rechte Hand und nehmen Himmel und Erde und auch die Tiefen der Hölle zu Zeugen unseres Schwures, daß entweder ihr oder wir vernichtet werden sollen!

Kein nichtssagender Schwur, wahrhaftig; aus ihm hat sich die merkwürdigste Umwälzung in diesen letzten tausend Jahren, wie sie oft bezeichnet wurde, gebildet. Und aus ihr folgen und werden folgen entsprechende Resultate. Die Erfüllung eben dieses Schwures, daß heißt der verzweifelte finstere Kampf von Menschen gegen ihre ganze Lage und Umgebung, gegen die Sünde und Finsternis, die, ach, in ihnen zugleich war wie in andern: dies ist die Schreckensherrschaft. Transzendente Verzweiflung war der Inhalt dieser Zeit, wenn auch ihr unbewußt. Falsche Hoffnungen auf Brüderlichkeit, auf ein tausendjähriges politisches Reich und was nicht alles sonst, dies haben wir immer schon sehen können; aber das unsichtbare Herz des Ganzen, die transzendente Verzweiflung, war diesmal nicht falsch, und ist daher nicht ohne Wirkung geblieben. Verzweiflung, wenn sie weit genug getrieben ist, schließt sozusagen den Zirkel und wird wieder eine Art echter produktiver Hoffnung.

War es das schrecklichste je von der Zeit geborene Ding? Eines der schrecklichsten. Der nun antijakobinisch gewordene Konvent veröffentlichte in der Absicht, sich zu rechtfertigen und zu befestigen, Listen von denen, was die Schreckensherrschaft verübt hatten, Listen der guillotinierten Personen, die Listen, schreit der unzufriedene Abbé Montgillard, waren nicht vollständig, sie enthalten die Namen von — wie vielen denkt der Leser? Von zweitausend in allem, nur einige weniger. Über viertausend waren es, ruft Montgillard, so viele wurden guillotiniert,

H

Hga

Hga

Hm  
H. J  
HgaH  
Hga

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst besetzt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stagerlän bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Belläufigkeit, Salopphheit, Mißfönigkeit und Armut selbst an den dürrfögen Grazien des Feuilletons jedem Chetredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielt, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Bernus, der über dem Schreiberisch jenes B. Z.-Machers sein made in austria in der selbstvermehrenden Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Findröngling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karrikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rückständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Grobmannssucht, die, wenn die schmalzige Bertung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkennt hat, und auf einen Stephansturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wurde, einzigdarum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herablickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalhumorist zwar eine kulturlebensfähigere Beziehung zur deutschen Welt



*Landes man unzufrieden blieben.*

7

füsiliert, ersäuft, auf schreckliche Weise sonst getötet ~~Es~~ Es ist eine entsetzliche Summe von Menschenleben, Monsieur l'Abbé; hätte man etwa zehnmal so viele auf einem Schlachtfelde gehörig erschießen lassen, so hätte man dafür einen glorreichen Sieg mit Tedeum haben können. Es ist nicht weit vom zweihundertsten Teil der im ganzen siebenjährigen Krieg zu Grunde gegangenen . . . . Der Kopf eines Menschen ist eine merkwürdige, leere, tönende Muschel, Monsieur l'Abbé, und studiert die Kampfhahnzüchterei mit geringem Vorteil.

Wie aber, wenn die Geschichte von einer Nation hörte irgendwo auf diesem Planeten, deren dritter Mensch während dreißig Wochen des Jahres nicht so viel schlechte Kartoffel hätte, um davon zu leben? *H w* Die Geschichte denkt in diesem Falle, daß Verhungern eben Verhungern ist, daß Verhungern von Geschlecht zu Geschlecht vieles voraussetzen läßt. *L u* Die Geschichte wagt sogar zu behaupten, daß der französische Sansculotte von 93, der, aus langem Todesschlaf erweckt, sogleich an die Grenze stürzen und kämpfend sterben konnte für eine unsterbliche Hoffnung auf seine und der Seinen Befreiung, daß der nur der zweitendste Mensch war! Hatte denn der irische Sanspotato (Ohne-Kartoffel) keine Seele? *H w* In seiner kalten Nacht war es bitter für ihn, Hungers zu sterben, bitter, seine Kinder Hungers sterben zu lassen . . . . Ja, wenn der traurige Grönlandwind der vom Vater auf den Sohn vererbten Not ihn in eine Art Stumpfsinns und dumpfer Gefühllosigkeit hatte erstarren lassen, so daß er nicht sah, nicht fühlte, — war dies für ein Wesen mit einer Seele eine Linderung, ~~aber~~ lag darin nicht das grausamste Elend von allem?

Solche Dinge gab es, solche Dinge gibt es noch, und sie dauern friedlich und stille fort: — und

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtlosigkeit, die ihm vor aller Kraft und Kunst besetzt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stagerlün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Betläufigkeit, Saloppheit, Mißtonigkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chefredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielt, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugberei, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibtisch jenes B. Z. Machers sein made in austria in der selbstvermeintlichen Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karrikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rücksständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Grobmannsucht, die, wenn die schmalzige Berufung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephanssturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wurde, einzig darum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokal-humoristen« herabblickt, von dem er »seit zehn Jahren nur hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalmurmorist zwar eine kulturlebendigere Beziehung zur deutschen Welt

Kaw  
 /t  
 /w  
 /m  
 /r  
 Sansculottismus folgen ihnen. Wenn die Geschichte durch lange Zeiten zurückblickt auf dieses Frankreich, zurück auf Turgots Zeit zum Beispiel, wo stummes Elend vor dem Palast seines Königs hinschwankte und in weiter Ausdehnung von lauter blassen Gesichtern, von Schmutz und Lumpen, hieroglyphisch seine Beschwerdeschrift darstellte, und zur Antwort darauf an einen »neuen vierzig Fuß hohen Galgen« gehängt wurde, — da bekennt sie traurig, daß es keine Periode gab, in der die fünfundzwanzig Millionen Frankreichs im allgemeinen weniger litten, als in derjenigen, die man doch Schreckenszeit nennt! L +

Deshalb mögen alle Menschen es wissen, welche Tiefen und Höhen sich noch immer ~~einen~~ Menschen — im offenbaren, und mit Furcht und Bewunderung, mit gerechtem Mitgefühl und gerechter Antipathie, mit klarem Auge und offenem Herzen wollen wir es betrachten und uns zu eigen machen, und unzählige Schlüsse daraus ziehen. Unter den ersten Schlüssen zum Beispiel diesen: / Daß, wenn die Götter auf dieser niederen Welt auf ihren glänzenden Thronen sitzen wollen, träge wie die Götter Epikurs, während das lebende Chaos von Unwissenheit und Hunger unbeachtet zu ihren Füßen sich wälzt, und glatte Schmarotzer predigen: Friede, Friede, wo es keinen Frieden gibt, daß dann, wie es scheint, das dunkle Chaos sich empören wird; — sich empört hat, und, o Himmel, hat es nicht ihre Häute zu Hosen für sich gegerbt? Damit es keinen zweiten Sansculottismus auf unserer Erde gebe für ein Jahrtausend, so laßt uns wohl beherzigen, was das erste war, und es mögen Reiche und Arme unter uns hingehen und nicht dergleichen tun. \*

U A  
 + \*

— im

U

16

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst besetzt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stachelgrün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Belläufigkeit, Saloppheit, Mißtönigkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chetredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielte, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallahin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibtisch jenes B. Z.-Machers sein made in austria in der selbstvermeintlichen Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mahrischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karrikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rückständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heterer als die Grobmannssucht, die, wenn die schmalzige Berufung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephansturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wurde, einzig darum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herabblickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalmurmorist zwar eine kulturlebensfähigere Beziehung zur deutschen Welt

Im ganzen darum, ist nicht erfüllt worden, was vom Erzcharlatan Cagliostro oder einem andern, ex postfacto zwar, prophezeit wurde? Als er in verzücktem Schauen und Staunen hineinblickt in die Dinge, da sprach er also: » . . . Die Lüge steht in Flammen, die Lüge ist verbrannt, ein einziges rotes Feuermeer umhüllt die Welt, wild ~~um~~brausend, leckt mit seiner Feuerzunge selbst an den Sternen. Throne werden hineingeschleudert, Mitra und Pfründen, die von Fett träufeln, und — ha, was sehe ich! — alle Equipagen der Welt, alle, alle! Wehe mir! Nie, seit Pharaos Wagen in dem roten Wassermeere, war eine solche Vernichtung von Wagen wie diese im Feuermeer. Verwüstet, als Asche in Rauch werden sie im Winde wandern. Höher, höher/ flammt das Feuermeer, prasselnd von neuem berstenden Holzwerk, zischend von Leder und Polster. Die metallenen Bilder sind zerschmolzen, Marmorbilder Marmorkalk geworden, es zerplatzen die Steinberge mit dumpfen Krachen. Die Respektabilität mit all ihren gesammelten Equipagen auf Scheiterhaufen verbrannt, verläßt klagend die Erde, um nicht zurückzukehren, als unter neuer Fleischwerdung. . . . Die Welt ist schwarze Asche, die, ach, wann wieder grün werden wird? Die Bilder aller verwandeln sich in gestaltloses Erz, alle Menschenwohnungen sind zerstört, sogar die Berge zerschiefert und zerspalten, die Täler schwarz und tot. Es ist eine leere Welt! Wehe denen, die dann geboren werden/ . . . « Diese Prophezeiung (hat sie, fragen wir, sich nicht erfüllt, erfüllt sie sich nicht noch jetzt?

Heto  
/L<sub>n</sub>

/ =

/ m

/ |

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst beseelt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stagelgrün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Beiläufigkeit, Saloppheit, Mißtönigkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chefredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielte, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibtisch jenes B. Z.-Machers sein made in austria in der selbstvernichtenden Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karrikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rückständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Großmannssucht, die, wenn die schmalzige Berufung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephansturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wurde, einzig darum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herablickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalhumorist zwar eine kulturlebendigere Beziehung zur deutschen Welt

*Handwritten signature*

### Passive Resistenz der Setzmaschinen

Der Theaterdirektor Robert, der einem Parterre von Haifischen die Andacht des Duse-Gastspiels darbot, schildert in einem Feuilleton, wie er, selbst nur einer aus der andächtigen Menge, »mit Herzbeklemmungen« ins Theater gegangen sei, nämlich in der Furcht, daß die Augen der Duse, die Bewegungen der Duse und auch die Stimme der Duse, die in seinem Gedächtnis jahrzehntelang wie Beethovensche Musik — ausgerechnet — weiterklingt, dem Naturgesetze »ebenfalls untertan« sein könnten; denn, sagt er, »daß der Mensch altert, ist ein Naturgesetz«. Der Gedanke war ihm »irgendwo unerträglich« (wo denn?); und auf dem Weg ins Theater fiel er ihm ein. Er gelangt jedoch, nachdem er die Duse nicht nur, unbekümmert um diese Möglichkeit, engagiert, sondern auch gesehen hat, zu der weiteren Erkenntnis: »Der Mensch altert allerdings«. Aber beim Künstler, speziell bei der Duse ist dies nicht der Fall. Und er setzt sogar hinzu: »evoé! Das ist sonst zwar ein Jubelruf der Bacchantinnen und nicht der Theaterdirektoren, kommt nicht aus dem Französischen und bedeutet auch nicht so viel wie eviva!, aber das macht nichts, die Kunst bleibt bis zum letzten Atemzug jung und er wird die Bewegung, mit der die Duse am Schluß zusammenbricht, nie, nie, nie vergessen. Aus diesem Grunde hielt sich die Setzmaschine für verpflichtet, auch auf das Folgende besonderen Nachdruck zu legen:

— — — — — Diese  
 Glossen drängen sich auf, — vielleicht, weil ich bei dem letzten Auftreten der Duse noch bei dem letzten Auftreten der Duse noch nichts von passiver Resistenz der Bühnengehörigen, nichts vom Imprägnieren der Dekorationen, nichts von der Balance der Einnahmen und Ausgaben gewußt habe.

So irdische Interessen halten jetzt den Theaterdirektor umkrallt. Damals war er schlichter Theaterkritiker und durfte als solcher »ungehemmt versuchen«, die Impressionen, ~~die~~ der Duse *H. m. u. f.* zu danken waren, »in den Worten der menschlichen Sprache irgendwie festzuhalten«. Also irgendwie wird es schon gewesen sein. Und heute? Man ist Theaterdirektor, der aber doch auch ein Herz im Leib hat und seine Duse-Andacht verrichten will, während man ihm vorrechnet, was er an ihr verdient. Man tut ihm unrecht, der Gewinn steht in keinem Verhältnis zum Risiko und sein Antrieb zum Engagement der Duse — freilich ohne Ahnung, daß sie einem Naturgesetz unterworfen sein könnte — war ein ganz anderer. Nämlich:

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst beseelt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jedereinzeln gaukeln und unentwegt die Farbe stachelgrün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Beiläufigkeit, Saloppheit, Mißtonigkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chefredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielte, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibtisch jenes B. Z.-Machers sein made in austria in der selbstvernichtenden Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karrikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rückständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Großmannssucht, die, wenn die schmalzige Berufung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephansturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich wurde, einzig darum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herabblickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalhumorist zwar eine kulturlebendigere Beziehung zur deutschen Welt



— — Wenn jemand den Rat des Dichters: »Du sollst die Blumen jeder Stunde pflücken!« — wenn jemand diesen Rat wörtlich befolgt, wird er nie begreifen, daß einen Theaterleiter von einiger Ambition in diesem Fall die Gewinn- und Verlusters: »Du sollst die Blumen jeder Stunde in diesem Falle die Gewinn- und Verlustchancen nicht interessieren;

Also was sonst? Man merkt, daß die Setzmaschine wie vor den Kopf geschlagen war und einfach nicht mehr konnte; verwirrt von dem Zweifel, ob er einer ist, der die Blumen pflücken will, oder nicht, verschlug sie ihm die Red'. Sie derfing sich aber wie folgt:

daß es ihm  
 nur Freude, nur Stolz, nur ein einmaliges  
 Freude, nur Stolz, nur ein einmaliges  
 Glücksgefühl bedeutet,

Also ein zweimaliges Glücksgefühl! hätte Zwirn bei der Vorlesung dieses Leim-Briefes durch Papa Hobelmann eingeworfen — —

wenn die Kunst der  
 Eleonora Duse gerade in seinem Theater  
 non neuem erklingt.

Man sieht, daß die Setzmaschine ausgerechnet an jenen Stellen, wo das Herz in seine Rechte tritt, Manderln macht. Passive Resistenz, wie die Bühnengehörigen. Sie ist unsentimental, arbeitet direkt den Absichten des Autors entgegen und erscheint mir seit jeher als das wohlthätigste Regulativ der Zeitung. Schon die Druckfehler, die das einzelne Wort betreffen, bilden ein gesundes und versöhnliches Element im Walten der Tagespresse; wenn eine nachträgliche Korrektur des übrigen Textes erfolgte und sie dadurch besser zur Geltung kämen, wäre alles in Ordnung. Aber das sind doch mehr minder Zufallserscheinungen. Auf die Setzmaschine ist immer ein Verlaß; sie hat mich noch nie enttäuscht. Sie bringt die Ironie mit, ohne die das Pathos des Berufs ungenießbar wäre. Das Gefühlsleben eines Theaterdirektors läßt sie gar nicht erst aufkommen. Sie hat vorweg weniger Glauben und verliert die Geduld viel schneller als der Leser.

eine wenn auch noch so denaturierte Leidenschaft den Zutritt hat. Als ein überall dort, wo er ihm verwehrt ist, Beschäftigter wird er von so vielen Zeitungen geschätzt. Die schon an Inbrunst grenzende Ehrfurchtlosigkeit, die ihn vor aller Kraft und Kunst beseelt, die gelegentliche Unzuständigkeit und innere Beziehungslosigkeit, welche ihm in gleichem Maße alle Interessen, die er nicht hat, zugänglich macht, die Objektivität, mit der er unter allen politischen Parteien steht, und die absolute Gesinnungslosigkeit, die ihn »am äußersten Rande« jeder einzelnen gaukeln und unentwegt die Farbe stagelgrün bekennen läßt, all dies bildet den eigentümlichen Reiz einer Feder, deren Beiläufigkeit, Saloppheit, Mißtönigkeit und Armut selbst an den dürftigen Grazien des Feuilletons jedem Chefredakteur auffallen müßte. Aber eine erkannte tiefe Unredlichkeit, die keiner von ihnen als Privathausherr für zimmerrein hielte, scheint hier eben dem wesentlichsten Anspruch der neuen Zeitung entgegenzukommen und er wurde, vom Rande des Sozialismus überallhin, vom Käfig in jeden Koben flugbereit, die Zierde eines Berufs, der über dem Schreibtisch jenes B. Z.-Machers sein made in austria in der selbstvernichtenden Formel bekannt hat: »Wir brauchen zu haben Dreck«. Von dem Expansionsdrang geschüttelt, der den mährischen Eindringling auf dem Berliner Boden über ein kurzes Redaktions- oder Filmjahr zur Karrikatur des Betriebswesens macht, aber gelegentlich zum imponierenden Heimkehrer, benützt er als solcher das Wiedersehen, um sich über die Rückständigkeit und Enge der Wiener Interessen annähernd so lustig zu machen wie der Berliner über den Zuwachs. Nichts ist heiterer als die Großmannssucht, die, wenn die schmalzige Berufung auf ein Mutteraug, das ihn doch nicht erkannt hat, und auf einen Stephansturm, der sich am liebsten den Namen ändern ließe, ihre Wirkung verfehlt, sich unvermittelt auf den Standard des Berliner Lebens zurückzieht, so tut, als ob einer, der hier unmöglich würde, einzig darum schon draußen möglich wäre, und auf den »Lokalhumoristen« herabblickt, von dem er »seit zehn Jahren nur dann und wann eines der roten Hefte, die er herausgibt, gelesen hat« und dem »naturgemäß das große Deutsche Reich verschlossen ist«. Ihm geöffnet, der ganz genau weiß, daß der Lokalhumorist zwar eine kulturlebendigere Beziehung zur deutschen Welt

## Ein von der Kammerfrau der Duse hinausgeworfener Interviewer

weiß infolgedessen nur das Folgende auszusagen:

Ist sie wirklich da? Niemand hat mit ihr gesprochen, niemand hat sie gesehen.

Ein Trugschluß. Weil er nicht mehr da ist, glaubt er, sie sei nicht da. Aber gerade der Umstand, daß niemand mit ihr gesprochen, niemand sie gesehen hat, beweist doch, daß sie da ist.

Selbst dem Gesandten ihres Landes, der sich als aufmerksamer Diplomat ihr vorstellen wollte, blieb die Tür ihres Zimmers verschlossen.

Diese Mitteilung — in dicken Lettern — kommt schon immerhin dem Geständnis nahe, daß die Duse da ist. Aber sie soll auch dartun, daß es keine Schande für einen Journalisten sein kann, von der Duse nicht vorgelassen zu werden, wenn das sogar einem passieren kann, den das Land und nicht das Blatt gesandt hat. Man gehört so für den Augenblick des Hinauswurfs gleichsam zum diplomatischen Corps und muß sich taktvoll benehmen. Man tut infolgedessen, als ob man noch immer nicht wüßte, daß sie da ist.

Ist sie wirklich da? Der polizeiliche Meldezettel überzeugt. Unter den Angekommenen des 15. d. findet sich folgende Eintragung:

»Eleonora Duse, Private, geboren in Vigevano am 3. Oktober 1850, verheiratet, katholisch, Staatsbürgerschaft: Italien, Heimatsort: Venedig, frühere Wohnung: Venedig.«

Sie ist also da. Es kommt allmählich heraus.

Sie bewohnt zwei Zimmer (III. Etage, Nr. 308 und Nr. 309). Ihre Kammerfrau Maria Avogadro leistet ihr Gesellschaft und pflegt die Frau, deren 64jährige Reize manchmal der Nachhilfe bedürfen.

Dafür ist die Kammerfrau noch rüstig.

Auch ein Impresario ist mitgekommen . . . .

Der hat infolgedessen schon etwas mehr Verständnis für die Bedürfnisse der Presse und erzählt etwas über die Lebensgewohnheiten der Duse, die bei weitem nicht so göttlicher Natur wie man sich vorgestellt hat und wie man gefunden hätte, wenn man sich persönlich hätte überzeugen können:

Aber auch die Duse gehorcht den Funktionen, die der Organismus verlangt. Wie eine brave Bürgerin nimmt sie um 1/29 das Frühstück, das ihr zwar nicht der Kellner mit seinem männlichen Blick auf die eben Erwachte serviert, sondern die Kammerfrau, die mit allen Geheimnissen vertraut ist.

Aber keines verraten will. Was ließe sich da alles erzählen! So aber ist man auf Mutmaßungen angewiesen nebst den paar Details, die der »Impresario« hinwirft:

Um 1 Uhr rollt das Mittagessen heran. Einfache Menüs, für drei Personen serviert. Zum Nachtmal jedoch gibt es nur Milchspeisen.

waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Großmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohltuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasenstüber, den man von Großmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausei. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Großmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

Wie gefällt ihr Wien?

Sie wollte auch in den Prater hinunter. Im letzten Augenblicke zögerte sie: Die Duse ist ja nicht fürs Volk. Sie hat auch im Prater nichts zu suchen.

Sie scheint auch nicht für die Presse zu sein.

Doch die Kammerfrau erzählt —

Diese tüchtige Person scheint wirklich alles zu machen. Im Hinauswerfen erzählt sie noch. Und zwar:

daß das Gehen der Sechzigjährigen Mühe verursacht und sie häufig mit Franzbranntwein eingerieben werden muß.

Offenbar wollte sie ihre Herrin entschuldigen, die sonst gern selbst dem Herrn einen Fußtritt versetzt hätte. Gut, daß sie's nicht tat. Wer mit ihr in Berührung kommt, weiß, wie unberechenbar sie ist.

Die Duse ist sehr unangenehm auf den Proben. Jahzornig und hysterisch.

Sie ist kein Star, sie will eine Göttin unter den Mitspielenden sein.

Und diese müssen es sich gefallen lassen.

Da können die Reporter vom Glück sagen, daß sie nur mit der Kammerzofe zu tun bekamen und sogar erfahren, wie diese heißt:

Die Kammerzofe heißt Disirée, das heißt die »Verlässliche«. Sie ist eine verlässliche Zeitungsfeindin, sie hat alle Reporter verjagt, die sich vor dem Appartement angesammelt und gewartet haben. . . .

Ist diese Zurückhaltung Stolz oder berechnende Reklame? Fast scheint diese Askese ein Geschäftskniff zu sein.

Man habe der Duse garantieren müssen, daß sie »keinem Fremden« hinter der Bühne begegnen wird. Von der Garderobe zur Bühne, von der Straße zum Bühneneingang, ja von der Hoteltüre zum Auto habe ein Teppich gelegt werden müssen — was schon deshalb eine Lüge ist, weil man von eben jenen Örtlichkeiten doch die Reporter nicht weggebracht hat. Aber wenn's ihnen nichts genützt hat, so sollte es doch auch der Duse schaden:

Ihr Erfolg am heutigen Abend steht bombenfest. Man wird sie feiern als die größte Künstlerin, die noch lebt. Doch der Mensch, die Frau Duse im Privatleben, ist mit allen Schwächen und Kleinlichkeiten behaftet, die sich ein skurriles Gehirn nur wünschen und ausdenken kann. Die Duse ist auf der Bühne ein großer Mensch und im Alltag eine kleine Frau. Es dürfte wohl keine Stadt der Welt geben, in welcher sich derartiges abspielen könnte, und weder das Verkehrsleben in den Abruzzen noch die Einrichtung der sizilianischen Blutrache weist ähnliche Formen der Vergeltung auf. Ein Parlament, das da nicht zum Rechten sieht und einen Polizeischutz fremder Künstler gegen die Hotelbanditen der Presse vorkehrt, werde mir nicht gewählt, sondern gestohlen!

waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Großmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohlthuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasenstüber, den man von Großmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausi. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Großmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

### Ein von der Kammerfrau der Duse hinausgeworfener Interviewer

weiß infolgedessen nur das Folgende auszusagen :

Ist sie wirklich da? Niemand hat mit ihr gesprochen, niemand hat sie gesehen.

Ein Trugschluß. Weil er nicht mehr da ist, glaubt er, sie sei nicht da. Aber gerade der Umstand, daß niemand mit ihr gesprochen, niemand sie gesehen hat, beweist doch, daß sie da ist.

Selbst dem Gesandten ihres Landes, der sich als aufmerksamer Diplomat ihr vorstellen wollte, blieb die Tür ihres Zimmers verschlossen.

Diese Mitteilung — in dicken Lettern — kommt schon immerhin dem Geständnis nahe, daß die Duse da ist. Aber sie soll auch dartun, daß es keine Schande für einen Journalisten sei, von der Duse nicht vorgelassen zu werden, wenn das sogar einem passieren kann, den das Land und nicht das Blatt gesandt hat. Man gehört so für den Augenblick des Hinauswurfs gleichsam zum diplomatischen Corps und muß sich taktvoll benehmen. Man tut infolgedessen, als ob man noch immer nicht wüßte, daß sie da ist.

Ist sie wirklich da? Der polizeiliche Meldezettel *überzeugt*. Unter den Angekommenen des 15. d. findet sich folgende Eintragung:

*»Eleonora Duse, Private, geboren in Vigevano am 3. Oktober 1859, verheiratet, katholisch, Staatsbürgerschaft: Italien, Heimatsort: Venedig, frühere Wohnung: Venedig.«*

Sie ist also da. Es kommt heraus.

Sie bewohnt zwei Zimmer (III. Etage, Nr. 308 und Nr. 309). Ihre Kammerfrau Maria Avogadro leistet ihr Gesellschaft und pflegt die Frau, deren 64jährige Reize manchmal der Nachhilfe bedürfen.

Dafür ist die Kammerfrau noch rüstig.

Auch ein Impressario ist mitgekommen . . . .

Der hat infolgedessen schon etwas mehr Verständnis für die Bedürfnisse der Presse und erzählt etwas über die Lebensgewohnheiten der Duse, die bei weitem nicht so göttlicher Natur sind wie man sich vorgestellt hat und wie man gefunden hätte, wenn man sich persönlich hätte überzeugen dürfen:

Aber auch die Duse gehorcht den Funktionen, die der menschliche Organismus verlangt. Wie eine brave Bürgerin nimmt sie um 1/29 das Frühstück, das ihr zwar nicht der Kellner mit seinem männlichen Blick auf die eben Erwachte serviert, sondern die Kammerfrau, die mit allen Geheimnissen vertraut ist.

Aber ~~sie~~ keines verraten will. Was ließe sich da alles erzählen! So ist man auf Mutmaßungen angewiesen nebst den paar Details, die der »Impressario« hinwirft:

Um 1 Uhr rollt das Mittagessen heran. Einfache Menüs, für drei Personen serviert. Zum Nachtmal jedoch gibt es nur Milchspeisen.

— 17 —

F. Kn...

1/1

H 8

waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreind durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriß mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quintung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Grobmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedrukt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohlthätig wie schicklich ist, sich nach einem Nasensstüber, den man von Grobmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmirer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausl. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in «eines der roten Hefte» die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollaut rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Grobmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollaut und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen





waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Großmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohltuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasenstüber, den man von Großmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausei. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Großmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

## Ein von der Kammerfrau der Duse hinausgeworfener Interviewer

weiß ~~infolgedessen~~ nur das Folgende auszusagen: ✓ *A. J. M.*

Ist sie wirklich da? Niemand hat mit ihr gesprochen, niemand hat sie gesehen.

Ein Trugschluß. Weil er nicht mehr da ist, glaubt er, sie sei nicht da. Aber gerade der Umstand, daß niemand mit ihr gesprochen, niemand sie gesehen hat, beweist doch, daß sie da ist.

Selbst dem Gesandten ihres Landes, der sich als aufmerksamer Diplomat ihr vorstellen wollte, blieb die Tür ihres Zimmers verschlossen.

Diese Mitteilung — in dicken Lettern — kommt schon immerhin dem Geständnis nahe, daß die Duse da ist. Aber ~~sie~~ soll auch dartun, daß es keine Schande für einen Journalisten sei, von der Duse nicht vorgelassen zu werden, wenn das sogar einem passieren kann, den das Land und nicht das Blatt gesandt hat. Man gehört so für den Augenblick des Hinauswurfs gleichsam zum diplomatischen Corps und muß sich taktvoll benehmen. Man tut infolgedessen, als ob man noch immer nicht wüßte, daß sie da ist. *H. J. M.*

Ist sie wirklich da? Der polizeiliche Meldezettel überzeugt. Unter den Angekommenen des 15. d. findet sich folgende Eintragung:

»*Eleonora Duse, Private, geboren in Vigevano am 3. Oktober 1859, v. ~~theatral~~, katholisch, Staatsbürgerschaft: Italien, Heimatsort: Venedig, frühere Wohnung: Venedig.*«

Sie ist also da. Es kommt heraus.

Sie bewohnt zwei Zimmer (III. Etage, Nr. 308 und Nr. 309). Ihre Kammerfrau Maria Avogadro leistet ihr Gesellschaft und pflegt die Frau, deren 64jährige Reize manchmal der Nachhilfe bedürfen.

Dafür ist die Kammerfrau noch rüstig.

Auch ein Impressario ist mitgekommen . . . .

Der hat infolgedessen schon etwas mehr Verständnis für die Bedürfnisse der Presse und erzählt etwas über die Lebensgewohnheiten der Duse, die bei weitem nicht so göttlicher Natur sind, wie man sich vorgestellt hat und wie man gefunden hätte, wenn man sich persönlich hätte überzeugen dürfen:

Aber auch die Duse gehorcht den Funktionen, die der menschliche Organismus verlangt. Wie eine brave Bürgerin nimmt sie um 1/29 das Frühstück, das ihr zwar nicht der Kellner mit seinem männlichen Blick auf die eben Erwachte serviert, sondern die Kammerfrau, die mit allen Geheimnissen vertraut ist.

Aber keins verraten will. Und was ließe sich da alles erzählen! So ist man auf Mutmaßungen angewiesen nebst den paar Details, die der »Impressario« hinwirft:

Um 1 Uhr rollt das Mittagessen heran. Einfache Menüs, für drei Personen serviert. Zum Nachtmal jedoch gibt es nur Milchspeisen.

## Personalmeldungen

(Hans Liebstück) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfritcher Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfritcher Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsarchivistik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswerteres nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Batisst. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schied, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsgespieler: Die Einberufung nach Boshien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

Wie gefällt ihr Wien?

Sie wollte auch in den Prater hinunter. Im letzten Augenblicke zögerte sie: die Duse ist ja nicht fürs Volk. Sie hat auch im Prater nichts zu suchen.

Sie scheint aber auch nicht für die Presse zu sein/

Doch die Kammerfrau erzählt —

Diese tüchtige Person scheint wirklich alles zu machen. Im Hinauswerfen erzählt sie noch. Und zwar:

daß das Gehen der Sechzigjährigen Mühe verursacht und sie häufig mit Franzbranntwein eingerieben werden muß.

Offenbar wollte sie ihre Herrin entschuldigen, die sonst gern selbst dem Herrn einen Tritt versetzt hätte. Gut, daß sie's nicht tat. Wer mit ihr in Berührung kommt, weiß, wie unberechenbar sie ist/

Die Duse ist sehr unangenehm auf den Proben. Jähzornig und hysterisch.

Sie ist kein Star, sie will eine Göttin unter den Mitspielenden sein.

Und diese müssen es sich gefallen lassen.

Da können die Reporter vom Glück sagen, daß sie nur mit der Kammerzofe zu tun bekamen und sogar erfuhren, wie diese heißt:

Die Kammerzofe heißt Disirée, das heißt die »Verlässliche«. Sie ist eine verlässliche Zeitungsfeindin, sie hat alle Reporter verjagt, die sich vor dem Appartement angesammelt und gewartet haben. . . .

Ist diese Zurückhaltung Stolz oder berechnende Reklame? Fast scheint diese Askese ein Geschäftskniff zu sein.

Jedenfalls ist die Reklamesucht der Duse, die nichts mit Zeitungsleuten zu tun haben will, auffallend. Das ganze Jahr hindurch keinen/vorlassen, das heißt denn doch die Askese ein bißchen zu weit treiben. Man habe der Duse garantieren müssen, daß sie »keinem Fremden« hinter der Bühne begegnen wird. Von der Garderobe zur Bühne, von der Straße zum Bühneneingang, ja von der Hoteltüre zum Auto habe ein Teppich gelegt werden müssen — was freilich schon deshalb nicht ganz wahr sein dürfte, weil man von eben jenen Örtlichkeiten doch die Reporter nicht weggebracht hat. Aber wenn's ihnen nichts genützt hat, so sollte es doch auch der Duse schaden:

Ihr Erfolg am heutigen Abend steht bombenfest. Man wird sie feiern als die größte Künstlerin, die noch lebt. Doch der Mensch, die Frau Duse im Privatleben, ist mit allen Schwächen und Kleinlichkeiten behaftet, die sich ein skurriles Gehirn nur wünschen und ausdenken kann. Die Duse ist auf der Bühne ein großer Mensch und im Alltag eine kleine Frau.

Man sieht, er ist zu diesem Eindruck gelangt, ohne die Duse im Alltag beobachtet zu haben. Es geht dann umso leichter.

Und da ist denn zu sagen: Es dürfte wohl keine Stadt der Welt geben, in welcher sich derartiges abspielen könnte, und weder das Verkehrsleben in den Abruzzen noch die Einrichtung der sizilianischen Blutrache weist ähnliche Formen der Vergeltung auf. Ein Parlament, das da nicht zum Rechten sieht und keinen Polizeischutz fremder Künstler gegen die Hotelbanditen der Presse vorkehrt, werde mir nicht gewählt, sondern gestohlen!

*L, die in der Hand v. f. h. d.*

*).*

*— — —*

*L. M. v. v.*

*— M. v. v.*

*— M. v. v.*

*— M. v. v. L. M. v. v.*

## Personalmeldungen

(Hans Liebstück) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Sellingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsachronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwache war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegssopler: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert.

### Eine Ebner-Eschenbach-Natur

Den Gipfel dessen, was in diesen Tagen der Anbetung des goldenen Kalbes und der Jeritza möglich ist, dürfte wohl der Artikel des Herrn Richard Kola unter dem Titel »Die Duse und ich« bezeichnen, ein Titel, der selbst dann eine den sonstigen Mitteln des Autors angemessene Chuzpe bewiese, wenn ~~er von~~ <sup>Ma</sup> irgendwelcher persönlicher Beziehung ~~zu~~ <sup>zu</sup> Duse ~~er berichten~~ <sup>er</sup> hätte. Die Beziehung besteht aber ausschließlich darin, daß Herr Kola ~~dem~~ <sup>an</sup> ersten Wiener Auftreten der Duse beigewohnt hat und zwar vor dreißig Jahren oder einprägsamer gesagt: zu jener Zeit, wo Herr Kola ~~noch~~ <sup>noch</sup> fünfzig Gulden Monatsgehalt hatte. Über die Verwendung dieses Betrages erzählt Herr Kola Leuten, die für den Werdegang bedeutender Finanzmänner Interesse haben, das Folgende:

Der Betrag mußte für Nahrung, Wohnung und Kleidung hinreichen, und er mußte mit viel Scharfsinn eingeteilt werden, um die notwendigsten Luxusbedürfnisse an Lektüre, Theater und Weiblichkeit zu decken. Für den ersten und dritten Bedarfsartikel war je ein Gulden monatlich bestimmt; für das Theater waren zwei Gulden ausgeworfen, wodurch es mir ermöglicht war, ungefähr fünf- bis sechsmal monatlich ins Theater zu gehen.

Wie oft der Herr Kola um die Hälfte des Betrages die beiden andern Bedürfnisse befriedigen konnte, verrät er nicht. Offenbar ist es der keusche Zug seines Wesens, das der Herr Bahr auf Grund der Kola'schen Memoiren/eine Ebner-Eschenbach-Natur genannt hat. Nun erzählt Herr Kola, wie begeistert das Publikum, wie begeistert er selbst und sein Berufskollege Rosenbergs von der Duse waren.

... Alle möglichen Rufe — natürlich italienisch — schallten ihr entgegen.

Kollege Rosenberg und ich waren beschämt. Mit unseren armseligen Hoch- und Bravorufen konnten wir uns kein Gehör verschaffen. Alles rief italienisch, schrie, gestikulierte. Da wurden wir beide mitgerissen.

Die wenigen italienischen Brocken, die wir kannten, waren uns teils aus Schlagworten, teils von der Buchhaltung her geläufig. Und so kam es, daß wir nun vor Begeisterung von der Galerie aus herunterriefen: Salda contil! Evviva! Prima vista! Salvo errore et omissione! Corpo di bacco! Maroni arostidi! »Se non è vero!« schrie ich; »è ben trovato!« rief Rosenberg.

Die Leute rund um uns tobten in einer Weise, daß sie den Wortlaut unserer Zurufe gar nicht beachteten. — — — Und wir riefen immer aufs neue: Salda contil! Maledetto di Dio!

Ma  
er  
berichten  
hätte  
Ma  
er  
berichten  
hätte  
Ma  
er  
berichten  
hätte

= m  
= m

Ma  
er  
berichten  
hätte  
Ma  
er  
berichten  
hätte

= m

( )

11

V

waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreind durch mein Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quintung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Grobmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohlthuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasensstüber, den man von Grobmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Ramn von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn enternit hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Enttückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausei. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollat rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Grobmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollat und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen



2

Dreißig Jahre, schließt Herr Kola, sind seit jenem denkwürdigen Theaterabend vergangen, in dieser Zeit hat sich die Ebner-Eschenbachgestalt abgerundet und wir sind beide um dreißig Jahre älter geworden — die Duse und ich.

Als Symptome dieses Älterwerdens und dessen merkwürdiger Gleichzeitigkeit führt Herr Kola an, daß die Duse »nicht mehr die Kameliendame, sondern die Frau vom Meere spielt« (das ältere Fach), daß sie »nicht mehr die unbekannte Schauspielerin, sondern die weltberühmte Tragödin« sei und daß Herr Kola nicht mehr auf der vierten Galerie, sondern »in der Mittelloge« sitzt, »noch dazu unter erschwerenden Umständen«:

Das Haus, in dem sie auftritt, gehört mir . . .

Und dennoch: Hand aufs Herz, Frau Eleonora: Vor dreißig Jahren war's doch schöner, — nicht wahr?

Wem sagen Sie das, erwiderte die Duse, der es natürlich auch viel sympathischer wäre, wenn ~~der~~ Herr Kola wieder mit einem Galerieplatz vorlieb nehmen und was er jetzt monatlich über fünfzig Gulden verdient, unter die Armen verteilen möchte. Wenn diese sich heute einen Besuch des Dusefastspiels leisten könnten, so wären sie gewiß so begeistert wie einst der junge Kola und würden, da die Duse nun den Altenteil der Frau vom Meere gewählt hat, gleichfalls die paar italienischen Brocken, die ihnen ~~so~~ geläufig sind, zusammennehmen und immer aufs neue rufen: Pescicane! Alpine! Così fan tutti!

ist nicht h:

Duse

= f.ij

ja! Ob es zusammen gebracht  
wird kann ich  
Duse (and) erst um  
(nicht zusammen) 1/2 erfahre  
und werde es ihnen  
weitermitteln

waren, aus keinem andern Bewegunggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achtundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Grobmann derart unnötlich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohlthuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasensstüber, den man von Grobmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmieher eben gleich einen Raun von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausl. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in «eines der roten Hefte» die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Grobmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

### Eine Ebner-Eschenbach-Natur

Den Gipfel dessen, was in diesen Tagen der Anbetung des goldenen Kalbes und der Jeritza möglich ist, dürfte wohl der Artikel des Herrn Richard Kola unter dem Titel »Die Duse und ich« bezeichnen, ein Titel, der selbst dann eine den sonstigen Mitteln des Autors angemessene ~~Chuzpe~~ bewiese, wenn irgendwelche persönliche Beziehung zur Duse dargestellt würde. Die Beziehung besteht aber ausschließlich darin, daß Herr Kola dem ersten Wiener Auftreten der Duse beigewohnt hat und zwar vor dreißig Jahren oder einprägsamer gesagt: zu jener Zeit, wo Herr Kola noch fünfzig Gulden Monatsgehalt hatte. Über die Verwendung dieses Betrages erzählt Herr Kola Leuten, die für den Werdegang bedeutender Finanzmänner Interesse haben, das Folgende:

Der Betrag mußte für Nahrung, Wohnung und Kleidung hinreichen, und er mußte mit viel Scharfsinn eingeteilt werden, um die notwendigsten Luxusbedürfnisse an Lektüre, Theater und Weiblichkeit zu decken. Für den ersten und dritten Bedarfsartikel war je ein Gulden monatlich bestimmt; für das Theater waren zwei Gulden ausgeworfen, wodurch es mir ermöglicht war, ungefähr fünf- bis sechsmal monatlich ins Theater zu gehen.

Wie oft der Herr Kola um die Hälfte des Betrages die beiden andern Bedürfnisse befriedigen konnte, verrät er nicht. Offenbar ist es der keusche Zug seines Wesens, das der Herr Bahr auf Grund der Kola'schen Memoiren »eine Ebner-Eschenbach-Natur« genannt hat. Nun erzählt Herr Kola, wie begeistert das Publikum, wie begeistert er selbst und sein Bureaukollege Rosenberg von der Duse waren.

... Alle möglichen Rufe — natürlich italienisch — schallten ihr entgegen.

Kollege Rosenberg und ich waren beschämt. Mit unseren armseligen Hoch- und Bravorufen konnten wir uns kein Gehör verschaffen. Alles rief italienisch, schrie, gestikulierte. Da wurden wir beide mitgerissen.

Die wenigen italienischen Brocken, die wir kannten, waren stets aus Schlagworten, teils von der Buchhaltung her geläufig. Und so kam es, daß wir nun vor Begeisterung von der Galerie aus herunterriefen: Salda contil! Eviva! Prima vista! Salvo errore et omissione! Corpo di bacco! Maroni arostidi! »Se non è vero!« schrie ich; »è ben trovato!« rief Rosenberg.

Die Leute rund um uns tobten in einer Weise, daß sie den Wortlaut unserer Zurufe gar nicht beachteten. — — — Und wir riefen immer aufs neue: Salda contil! Maledetto di Dio!

waren, aus keinem andern Beweggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreiend durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Großmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohlthuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasenstüber, den man von Großmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressement eines in die höhere Geschäftssphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausi. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Großmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

2

Dreißig Jahre, schließt Herr Kola, sind seit jenem denkwürdigen Theaterabend vergangen, in dieser Zeit hat sich die Ebner-Eschenbachgestalt abgerundet und wir sind beide um dreißig Jahre älter geworden — die Duse und ich.

Als Symptome dieses Älterwerdens und dessen merkwürdiger Gleichzeitigkeit führt Herr Kola an, daß die Duse »nicht mehr die Kameliendame, sondern die Frau vom Meere spielt« (das ältere Fach), daß sie »nicht mehr die unbekannte Schauspielerin, sondern die weltberühmte Tragödin« ist und /daß Herr Kola nicht mehr auf der vierten Galerie, sondern »in der Mittelloge« sitzt, »noch dazu unter erschwerenden Umständen«:

Das Haus, in dem sie auftritt, gehört mir . . .  
Und dennoch: Hand aufs Herz, Frau Eleonora: Vor dreißig Jahren war's doch schöner, — nicht wahr?

Wem sagen Sie das, erwiderte die Duse, der es natürlich auch viel sympathischer wäre, wenn Herr Kola wieder mit einem Galerieplatz vorlieb nehmen und was er jetzt monatlich über fünfzig Gulden verdient, unter die Armen verteilen möchte. Wenn diese sich heute einen Besuch des Duse-Gastspiels leisten könnten, so wären sie gewiß so begeistert wie einst der junge Kola und würden, da die Duse nun den Altenteil der Frau vom Meere gewählt hat, gleichfalls die paar italienischen Brocken, die ihnen geläufig sind, zusammennehmen und immer aufs neue rufen: Pesce cane! Alpine! Così fan tutti!

*Handwritten note:*  
1. April 1871  
71

?

waren, aus keinem andern Bewegunggrund als der unschuldigen Freude an der Gestalt, die bei Nacht schreind durch meinen Wohnbezirk rennt. Da dieses Kunstwerk, das auch achthundert Seiten umfassen könnte, bereits geschaffen war, als die 50 Zeilen im Neuen Wiener Journal erschienen, so ergriff mich eine panische Angst, man würde nun glauben, es sei die Quittung, was die Perspektive heillos verschoben hätte. Lediglich aus dieser Besorgnis entstand das Nachwort. Mit keiner polemischen Silbe wäre, im Vertrauen darauf, daß niemand den Grobmann derart unmöglich machen kann wie ebenderselbe, dies Unternehmen gefördert worden, wenn nicht die Satire schon vorhanden und gedruckt gewesen wäre. Zu ihrer Rettung konnte nur die polemische Fortsetzung helfen, und es ist gut, daß sie entstanden ist, weil ja doch auch schade um jedes Wort von dieser gewesen wäre und weil es schließlich ebenso wohlthuend wie schicklich ist, sich nach einem Nasensüßber, den man von Grobmann bekommen hat, die Nase zu reinigen. Was das noch immer krasse Mißverhältnis von 50 Zeilen zu zwölf Seiten anlangt, so bleibt nur die Erklärung, daß ein Schmierer eben gleich einen Raum von 50 Zeilen in Anspruch nimmt, während die Sprache, wenn sie etwas gegen einen solchen auf dem Herzen hat, auf knappen zwölf Seiten ihr Auskommen findet. Interessant ist nun, wie der Gaukler, der seit den zwei Jahrzehnten, da ich ihn entfernt hatte, die Hoffnung nicht aufgegeben hat sich mir zu nähern, sei es indem er als Feuilletonredakteur Essays über meine Bücher anzuschaffen strebt, sei es indem er in meinen Berliner Auditorien sich durch Applaus bemerkbar macht, jetzt endgiltig das Desinteressesement eines in die höhere Geschättsphäre Entrückten feststellt. Jedes Wort eine Lüge, jede Miene ein Mausl. Er darf nicht informiert sein und muß so tun, als ob ein gelegentlicher Blick in »eines der roten Hefte« die Auffassung, die er sich vorgenommen hat, vollauf rechtfertigen würde, während er das, was darin über ihn selbst geschrieben ist, gar nur vom Hörensagen weiß. Nun ist es ja gewiß belanglos, ob Herr Grobmann die Fackel liest, und es zu erreichen von aller Art Ehrgeiz, den man mir zutrauen mag, wohl der letzte; es genügt mir vollauf und ist auch wichtiger, daß mir seine Werke nicht entgehen. Immerhin entbehrt es nicht des Reizes, einen Schwindler, der in der Welt den großen

4

## Absage

Prag, 18. Juli. Camillo Castiglioni hat sich, einer Einladung des Präsidenten Masaryk zum Lunch folgend, heute nach Schloß Lana begeben und dort mehrere Stunden verbracht.

Nun ja, ich sehe schon ein, daß Staatsgeschäfte den ehrenhaftesten Mann zwingen können, manches ~~und selbst diesen Lunch~~ hinunterzu~~haken~~. Schließlich kann man sich ja auch vorstellen, daß eine geistige Persönlichkeit nicht mit ihrem Herzen dabei ist, wenn es gilt, zu Pferde ~~eine~~ militärische Parade abzunehmen und in dieser Gestalt auf die Mitwelt der illustrierten Blätter zu kommen. Aber ich hätte doch nie geglaubt, daß ich einst etwas mit dem Castiglioni gemeinsam haben würde; und so wird denn niemand es begreiflicher finden als der würdige Präsident Masaryk, daß ich — schon um dem Verdacht eines Turnus vorzubeugen — einer zweiten Einladung nicht Folge leisten könnte. Daß ich bei der ersten nicht zum Lunch zugezogen wurde — was nach dem höfischen Zeremoniell der Republiken ja einem Schriftsteller auch nicht gebührt — und daß mit Herrn Castiglioni wieder kaum über Goethes »Pandora« gesprochen worden sein dürfte, sind zwar immerhin unterscheidende Merkmale, die mir aber bei weitem nicht genügen.

H. J.  
Lunchen.

/an

- 1)  
H. J. W.

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwache war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .



## Metaphysik der Haifische

Die abgründige Scheusälligkeit einer jetzt viel verbreiteten Menschensorte, gezeichnet von dem Triumph durch das Blut anderer zu Geld gekommen zu sein, wäre noch nicht das, was den in die Taille geschnittenen Siegertypus dieser Zeit zu einem solchen Bild des Grauens macht und was das Leben in dieser Gemeinschaft als eine Verurteilung zu lebenslänglichem Leben empfinden läßt, wenn nicht zur Ruchlosigkeit auch noch deren gutes Gewissen hinzukäme. Das Bewußtsein geleisteter Arbeit und die Genugtuung am wohlverdienten Lohn nach vollbrachtem Raub, die Usurpierung aller sittlichen Werte für das Verdienst, kein abschreckendes Beispiel mehr zu sein, ja die bis zur Volkstümlichkeit gesteigerte Anziehung einer Moral, die als die vollkommene Bravheit nicht viel nach Geld und Gut fragt, wenn sie's nur hat — das ist es, was die Hoffnungslosigkeit zum Grunderlebnis jener macht, die ein unverlierbares Ehrgefühl ohnedies dem materiellen Ruin preisgibt. Und nun dem Hohn dieser schwarzen Messe entsprechend auch die Bereitschaft des öffentlichen Wortes, dem Aussatz der Menschheit alle Ehre zu geben, die ihm mangels dieser gebührt, und nicht allein die sittliche, nein, die geistige Ehre: aus einem Rinnsal des Nietzschegedankens den Willen zur Geldmacht, das emporgelange Untermenschen-tum und die Bestialität aller Couleurs, die über verwesendes Leben schreitet, philosophisch zu verklären. Daß der Katholizismus eines Hermann Bahr durchlässig für jede andere Clowniade ist, die nur Zugkraft verspricht, und daß es ihm in den Gebetspausen gelingen mag, Valutenschieber mit dem heiligen Geist zu verknüpfen oder losgelöst von diesem vom Cinquecento herzuleiten und ohne jeden Nebensinn, ist weiter nicht verwunderlich. Interessanter ist die Selbstverständlichkeit, mit der der neue Journalismus die Valorisierung der Moralwerte durchgeführt hat, dem Zeitpunkt und den Ansprüchen einer Leserschaft gemäß, deren

L. Hoffmann  
~~Paul H.~~  
 Paul H.

Paul H.

1, 1

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

einheitliches Denken eben noch die Entscheidung zwischen Castiglioni und Bosel zuläßt, die sicherlich heute das weit umfassendere Kulturproblem bedeutet als einst die Alternative des deutschen Bildungsphilisteriums zwischen Goethe und Schiller. Äußerlich kommt die alles überbietende ~~Volkstümlichkeit~~ der Männer, denen es gelungen ist, in Verbindung mit dem größten Unglück der Menschheit das meiste Geld zu machen, in der Republik darin zum Ausdruck, daß ihnen kaiserliche Ehren erwiesen werden. Sie ~~wird fühlbar~~ in den Formen des gesellschaftlichen und staatlichen Verkehrs, in der lesebuchreifen Anbetung der Haifische/ und in der Überlieferung der Gefahren, die die Piraten mit den Schiffen zu bestehen hatten, im Legendenkreis um ihre Taten und Worte, in der Zuerkennung von Eigenschaften, die ehemals nur den Monarchen vorbehalten waren, etwa in dem Lob einer schlichten Lebensführung, die bei unermüdlicher Arbeit auf die eigene Wohlfahrt nicht bedacht ist und sich nichts gönnt. Fragt man, welchen wohltätigen Werken mithin die Früchte dieser Schaffenskraft zugutekommen und ob Herr Castiglioni etwa die Beträge, die ihm ein kurzsichtiger Staat an Steuern schenkt, an die Blinden weitergibt — ich fand ihn noch in einem Ausweis für 1922 mit 100.000 K vertreten —, so empfängt man die Schilderungen seines Mäzenatentums und eines ausgeprägten Kunstsinnes, der ihn in den Stand setze, bis zu dreißig staatliche Kustoden auf einmal zu bewirten, während Herr Bosel, dem Züge des Herzens nachgerühmt werden und der sich nicht einmal gönnen soll, auf der Luft zu gehen, sehr viel für Verwandte tut. Infolgedessen werden beide Männer, deren Genie darin besteht, reicher zu sein als man noch vor einer Stunde angenommen hat, von allen jenen, denen eine solche Begabung fehlt, aber erstrebenswert erscheint, als Titanen verehrt und ihr Zauber ist größer als selbst der eines Stinnes, dessen Schöpferkraft wenigstens in Verbindung mit so realen Dingen wie Fabriksschloten, Kohlengruben und ausgemergelten Untertanen noch vorgestellt werden kann. Unerschütterliche Monarchisten, denen es nicht gegeben ist, Wirklichkeiten und ihren Zusammenhang

Castiglioni

Castiglioni

1/3

### Personalnachrichten

(Hans Liebstöckl) übernimmt ab nächsten Montag, den 26. Februar, wieder das regelmäßige Referat über Theater und Musik in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«.

(Scharfrichter Lang — schwer erkrankt.) Wie wir erfahren, ist der ehemalige Scharfrichter Lang schwer erkrankt. Er leidet an hochgradiger Arteriosklerose und liegt in einem Wiener Spital. Sein Zustand gibt zur Besorgnis Anlaß. Lang gehörte zu den historischen Kuriositäten des alten Österreich. Er wurde als Nachfolger Selingers berufen und versah mehr als ein Jahrzehnt sein blutiges Handwerk, mit dem mehrere sensationelle Mordaffären der Wiener Gerichtsaalchronik abschlossen. Es ist schwer, seiner Tätigkeit Lobenswertes nachzusagen, immerhin — er vollzog die Exekutionen mit rascher Geschicklichkeit. Während des Krieges wurde Lang, der im Hauptberuf Hauptmann einer freiwilligen Feuerwachabteilung war, ausgiebig an der Front beschäftigt. Er vollzog u. a. auch die Hinrichtung an dem Abgeordneten Battisti. Mit dem Umsturz verlor Lang durch die Aufhebung der Todesstrafe sein Amt und schrieb, pensioniert, seine Memoiren. In letzter Zeit erklärte er sich als Kriegsoffer: Die Einberufung nach Bosnien hatte ihn an der Karlsbader Kur verhindert . . .

zu sehen, und die darum der Meinung sind, die Republik habe den Krieg geführt und dessen Folgeerscheinungen wären in einer Monarchie nicht möglich, halten es nach wie vor für unerlässlich, daß das Staatsoberhaupt ein Erbdummkopf sei, denn von einem solchen gehe eine alraunenhafte Wirkung aus, die es vermag, alle Mißwirtschaft und Korruption im Staate zu bannen, unter Umständen mit der Gründlichkeit, die der Aberglaube einem Galgenmännchen zuschreibt. Indem die Menschen bei allem was sie tun, zu einem Esel emporschauen, den die Vorsehung mit Symbolkraft ausgestattet hat, würden sie den rechten Weg schon nicht verfehlen. Aber ganz abgesehen davon, daß die dazu unerläßliche Krippe Mittel erfordert, die heute nur jene aufbringen könnten, welche das freigewordene Ansehen genießen und zu denen die Menschheit emporblickt, um den unrechten Weg nicht zu verfehlen, vergessen die Monarchisten, die diesen ~~Uebelstand~~ mit Recht beklagen, daß in Verfallszeiten nicht die Würde von oben, sondern der Dreck von unten kommt und daß heute nichts dem Verderben sicherer ausgesetzt wäre als die vermißte Autorität. Das ~~zu ihr~~ gehörige spanische Zeremoniell mußte erst wieder von der Direktion Karczag zurückgekauft werden, in deren Fundus es mit den Pantherfellen übergegangen ist, und das vermöchte doch wieder nur einer der Männer, deren Freigebigkeit ~~wird~~ die neuen Polizeiuniformen verdanken. Schmerzlicher als die Monarchisten vermessen jene selbst, deren Existenz der Republik zugeschrieben wird, einen Kaiser, mit dem sich in die Ehrfurcht zu teilen ihnen weit lieber wäre als deren Monopol in einem Staat zu genießen, der keinen glänzenden und klingenden Ausdruck für sie hat und in dem eben auch das Ansehen auf Papier angewiesen ist. Denn daß eine der ersten Regierungshandlungen des Monarchen die Verleihung der Baronie an Fressack und Naschkatz wäre, das sich vorzustellen müßte doch selbst die Phantasie eines Monarchisten ausreichen. Und an ~~dem Maße~~ der offiziellen Anerkennung des Blutgewinnes würde die neue gesellschaftliche Idolatrie / kaum eine Ernüchterung erfahren. Nur ohne einen Weltkrieg, aber nicht unter einem Monarchen, der ihn zu führen vermag, wäre eine Presseäußerung wie die folgende undenkbar, die als das Dokument einer Zeit bewahrt sei, welche in allem furchtbaren Bejahen schon den Humor ihrer ganzen Absurdität entfaltet:

+ 74

H dazu

/ th

H J

/ mpp

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöfel und Peite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannt«, die aus Wien kamen, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusehung des Hefes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird, oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich werten möchte, daß das Neue Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasensüßer von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasensüßer geschrieben

Als man einen großen alten Finanzier einmal fragte, wieso er zu seinen enormen Reichtümern gekommen sei, da erwiderte er mit schalkhaftem Lächeln:

»Ich habe immer verkauft, wenn die anderen gekauft und habe gekauft, wenn die übrigen verkauft haben.«

Mit dieser auf eine simple Formel reduzierten Weisheit kann natürlich niemand etwas Vernünftiges anfangen. Was ist billig und was ist teuer, wann ist der Moment gegeben, da man kaufen oder verkaufen soll? Wo ist die Mehrzahl, die einem bestimmten Schlagwort nachläuft und wo steht die Minorität, die auf den Todeskrampf dieses Schlagwortes wartet? Man glaubt eine Erklärung in den Händen zu haben und sie zerrinnt unter der Hand zu Wassertropfen, die der nächste Wärmestrahle schon austrocknet. Man fühlt sich genarrt und gefoppt durch den mystischen Hinweis auf bunt-schillernde Möglichkeiten, die so viel beinhalten und doch gar nichts besagen. Aber man probiere einmal den blassen Gedanken aus der Wortumhüllung herauszuheben. »Ich habe gekauft, wenn die übrigen gekauft haben.« Aus der Dunkelheit dieser zwei Sätze blitzt wie geschliffener Stahl ein Protest:

»Ich ging nicht mit der Herde, ich schritt immer allein.

Ich grübelte in Einsamkeit und dann legte ich gegen den Allerweltsglauben, gegen das Massenurteil mein Veto ein. Und ich siegte, weil mein stummer in Erkenntnisschmerz getauchter Gedanke langsam stärker und lauter wurde, als der wüste Lärm auf den Jahrmaktsbuden der Freude. Ich wurde reich, weil ich die Kraft des Protestes besaß. Das ist in einem knappen Satz zusammengefaßt, der geheime Sinn des Reichtums.

Wenn man in einer flüchtigen Stunde der Aufrichtigkeit und des Selbstbekennens die neuen Reichen fragt, wieso ist es euch so leicht gelungen, dann können sie auch nur sagen:

»Wir machten das Gegenteil.

Das Gegenteil dessen, was anbefohlen wurde, was Vulgärmeinung war, was man gerade in einem bestimmten Kalendermonat für sittlich hielt, was die braven Zeitungen schrieben, worüber sich die schlimmen Zeitungen entrüsteten und die gescheiten Zeitungen schweigen mußten. Wir lehnten uns auf, wir waren revolutionär nicht mit der schönen Geste, sondern mit dem Bleistift, dem Rechenpapier und den Kombinationen. . . .

Der Krieg brach aus, alle Welt befürchtete eine Geldpanik. . . . Dann kamen wir mit lächelnden Blicken, wir durchstöberten die entlegensten Winkel, wir holten aus Verstecken das Lebensnotwendige hervor und wir stillten die Bedürfnisse, die eine moralische Regierung für staatsgefährlich hielt. . . . Wir gingen Nebenwege, ja man kann nicht immer die breite Heeresstraße gehen, wo man mit Arbeitertrupps auf der einen und zum Tode verurteilten Marschkompagnien auf der anderen Seite zusammenstoßen muß.

Handwritten notes in the left margin: "nicht auf", "selbst auf!"

Handwritten mark: "— 4"

Handwritten mark: "— 4"

Handwritten mark: "— 4"

Handwritten mark: "A"

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausi-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen könnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben



**Wir richteten es uns, damit wir nicht gerichtet werden.**

... Dann kam die große Katastrophe. ... Wir kauften ihnen ihre Fabriken, ihre Juwelen, ihre Aktien, ihre Teppiche, kurzum alles ab, was sie für entbehrlich hielten.

... Aber wir fürchteten uns nicht, wir hatten mehr Mut als die andern, die uns heute Steine nachschleudern. Wir haben irgendwo in verstaubten Büchern etwas vom Sieg des stärkeren Lebens gelesen. ... Nun, sehen Sie, und dieses Leben hat triumphiert. ...

**Wir sind früher aufgestanden als die anderen, das ist das ganze Geheimnis unseres Erfolges.**

Wir haben im Kriege nicht an den Sieg, wir haben während der sozialen Revolution nicht an den Bolschewismus und wir haben während der Herrschaft der Notenpresse nicht an die Krone geglaubt. Wir haben gezweifelt, wir haben protestiert, wir haben das Gegenteil getan.

... Und wir sind reich geworden, weil in unserem Herzen eine ewige Flamme brennt,

**die Flamme des Protestes gegen das Diktat der Dummheit.**

Und nun eine grundlegende charakterologische Unterscheidung der beiden Herzotypen, denen die Menschheit nachstrebt: des Einbrechers und des Einschleichers.

... Wodurch sich ihre (der neuen Reichen) Entwicklung und ihre Geschäfte unterscheiden, wird eigentlich nicht durch Gedanken und Zielrichtungen, sondern eher durch das Temperament und den Farbton des Persönlichen bestimmt. ...

Wenn man von den jungen Reichen spricht, so flattern sofort die Namen Castiglioni und Bosel auf. Castiglioni und Bosel sind schier die leuchtenden Transparente vor dem Eingang ins neue große Welttheater. ... Sie liegen gewissermaßen in der ersten Schützenlinie, und die übrigen, die es ihnen gleichgemacht haben, die aber weniger agil sind oder die die Druckerschwärze noch nicht erreicht hat, ruhen friedlich in der Etappe. Auf Castiglionis und Bosels Haupt fallen die Schläge des Neides, der Armut und der Enttäuschung. Man sieht nur ihre flatternden Helmbüsche und vergißt dabei, daß sich der Kapitalismus niemals Repräsentanten schafft, sondern sich immer nur der Repräsentanten bedient. Vielleicht stehen Castiglioni und Bosel deshalb im Vordergrund, weil man ihr Gehirn für das schärfste, ihren Willen für den straffstgespannten und ihre Laufbahn für die vorbildliche hält. Zum Schlusse wandern nämlich immer alle großen Zeiterscheinungen von Heldenverehrung und Volksgemurmel in irgendein Lesebuch für die reifere Jugend.

Heute muß man noch warten, bis die Entwicklung Castiglionis und Bosels vom Volksbucherverlag entdeckt wird. Beide stehen heute nicht einmal noch auf der Mittagshöhe ihres Lebens und ein abschließendes Urteil über sie läßt sich noch nicht fällen. ... Jedes Blutbad war ein Jugendbrunnen neuer großer Finanztalente. ...

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Großmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pofel und Pleite, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausei-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzierten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zugetragen. Große haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh' schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschieben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Großmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

## Castiglioni

vertritt den imperialistischen Typus des Reichtums. Er stammt aus einer italienischen Rabbiner- und Gelehrtenfamilie, er hat eine sorgfältige Erziehung genossen und er begriff mit allen Poren seines Körpers die Zusammenhänge jeglichen Geschehens. In seiner Jugend ein wilder Student, Raubbold, hemmungslos und ungezügelt, brauste er wie eine pfauchende Lokomotive in das Wirtschaftsleben Wiens. Mit 21 Jahren war er schon Direktor einer großen Gummifabrik, dann stürzte er sich auf die Automobilindustrie, hernach war er der stärkste Propagandist des Flugzeugwesens in Österreich und der erste Mann, der in Wien höchstpersönlich über den Stephansturm flog. . . . Er ist der Mann des großen finanziellen Konzepts. . . . Er ist hart bei aller äußeren Weichlichkeit, unerhört willenskräftig, trotzdem immer eine Tränenwolke von Sentimentalität über ihm hängt. Seiner imperialistischen Art gemäß arbeitet er mit pathetischen Gebärden und seine Sprache ist voll Bildkraft, dabei behangen mit Spitzenornamenten. Neben dem Geschäft kennt er nur noch die Kunst und er, der Meister der jüngeren Generation, hat in seiner Wohnung nur alte Meister hängen. An den Nägeln lächelt die schönste Tradition auf die stärkste Ellenbogenkraft des modernen Kapitalismus herab.

## Bosel

ist aus viel weicherem Holz geschnitzt als Castiglioni. Bei Castiglioni hat man immer die Empfindung, er könnte Wien in seinem Flugzeug entführen, er könnte es hinauftragen zu den Sternen, mit denen er dann schließlich auch ein Vertragsgeschäft abschließen würde. Bei Bosel fliegt aber nur sein Geist, während sein Körper dauernd eingeschlossen bleibt in seinem Arbeitszimmer, in dem er seine großen Pläne schmiedet. Bosel verschmäht jegliche Gewaltgeste, er ist der japanische Typus des Geschäftsmannes, der immer Geschmeidige, liebenswürdig Lächelnde, Schüchterne, Sanftmütige, der aber immer von einem Gedanken oder von einem Projekt behext und hypnotisiert ist und förmlich im Trancezustand seine großen erfolggekrönten Aktionen abschließt. Bosel, der aus dem erbgesehnen Wiener Kleinbürgertum hervorging, verkörpert die Reinkultur der Intuition, die geniale Spürnase, die immer die richtigen Dinge bei den richtigen Menschen wittert. Sein leiser Schritt versinkt selbst auf den Steinfliesen, sein leises Wort ist nur dem nächsten Ohr erreichbar, seinem leisen Druck kann keine Tür widerstehen.

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wollte, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmartzeln, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenhaftigkeit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftigkeit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöbel und Pötte, dieses maximum an effort zu einem minimum an effect, dieser volle Einsatz von Neblich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Gehst denn nicht!« ablehnt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Grobe haben eben immer Ohrenbläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusendung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich daraufhin natürlich nicht, aber schon die belläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich weiten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben

*Wenn  
Toni erinnert mich an ~~ein~~ anderen.)*

7

Dabei verfolgt Bosel immer konsequent einen Gedanken, den er an der Flamme seines großen Ehrgeizes erwärmt. . . . Bosel, der Hellseherische und Suggestible, der Mann mit der empfindsamen Haut, die sofort jeden äußeren Eindruck spürt, hat den Krieg, den Bolschewismus und die Inflation durchschaut. . . . Und er stellte sich an, bis die Reihe an ihn kam. Er ging nicht mit robusten Fäusten auf seinen Nächsten los, warf nicht den einen in die linke und den anderen in die rechte Ecke, sondern er schlüpfte überall sachte durch, bis er, ohne daß ihn jemand spürte oder von ihm verletzt wurde, ganz vorne stand. Dann reckte er sich erst empor und dann zeigte er, daß seine weiche Hand auch Krallen besitzt. . . . Bosel hat die halbausgeräumt gewesene Unionbank gewissermaßen neu möbliert und er hat sich Hochachtungserfolge auch bei jenen erungen, die ihn ursprünglich nur als einen bloßen Profitjäger betrachteten, der er niemals war, der er niemals sein wird.

*1ste*

Bosel ist an sich ein milder, gütiger Mensch, der mit inniger Zärtlichkeit an seinen alten Freunden hängt, die, wie er sagt, mit ihm noch dritter Klasse gefahren sind, ehe ihm die erste Klasse und der Salonwagen offen standen. Im Grunde seines Herzens verachtet er das Geld, dem die andern so nachjagen und freut sich nur der Macht, die an diesem Gelde hängt, und der Kombinationsfülle, die es erlaubt. Bosel führt ein asketisches Leben, er arbeitet 14 bis 15 Stunden im Tag, er gönnt sich weder Mittag- noch Abendpausen und ist eigentlich immer ein Gehetzter und Gemarterter, ein Sklave seiner unaufhörlich strömenden Einfälle. Sein Arbeitszimmer ist eine Mönchszelle und sein Gott ist das Geschäft, das man und mit dem man sich abschließt.

*— 514*

*— 52*

Neben Castiglioni und Bosel verblassen die übrigen jungen Reichen, die Ehrenfests und Regendanz, die angeblich reichsten Bankdirektoren, die Kuffners und Kufflers, die reichen Kaufleute, die Hafners und Cypruts, die großen Spekulanten. Aber auch deren Lebensweg war in den letzten Jahren zinnlich einfach und unverschnörkelt, auch sie hatten nur das Gegenteil getan. Und wenn man wüßte, was dieses Gegenteil ist, dann könnte man auch die Frage beantworten: Wie wird man reich? Da wir aber alle im Nebel wandern müssen und erst am nächsten Morgen erkennen, wo wir stehen, so bleibt diese Frage immer unser steter Begleiter und narrt und foppt uns unser Leben lang.

*— 53*

*— 54*

*— 55*

Kaufen oder verkaufen? . . . Und sehen, daß wir nichts wissen können. Der eine hat den Stephans-turm überflogen und wird Wien hinauftragen zu den Sternen/ Der andere schließt sich mit seinem Gott ab und geht nie auf der Luft/ Nach Erkenntnis drängen sie alle. Faust ist ein kleiner Spekulant und es möchte kein Hund so länger leben wie er. Und wie der Mensch, der diese Dinge erlebt/

*H: n*

*!*

*L  
K  
H: d  
701  
w  
Toni erinnert mich  
w  
w  
w*

nicht zu spüren, daß ihn ein Satz von mir wieder in die Form zurückweist, die ich ihm angemessen habe, und ihn ad personam wieder so unmöglich macht wie er ist, aber er tut ein Übriges und will dartun, daß ein Satz von ihm das noch weit besser trifft. Da mag es ihn denn überraschen, daß ich mir die Arbeit trotzdem nicht abnehmen lasse oder wenigstens seiner Bemühung nachhelfen will. Gewiß ist nie zuvor — in der langen Reihe von Tröpfen und Wichten, Hysterikern und gewendeten Verehrern, Schmierfinken und Spaßvögeln, Lyrikern und Journalisten, Patienten und Psychologen, die ihr Nichts an mir aufreiben wollten und nur aufreiben konnten und die im Zusammenprall mit mir das wurden was sie waren, also weit weniger als sie schienen — gewiß ist nie ein so krasser Fall hervorgetreten von jener offensiven Ohnmacht, die das letzte Gefühl, dessen sie fähig: in meiner Nähe nicht bestehen zu können, in den Drang umsetzt, die eigene Leere und den eigenen Schmutz durch die schmutzigste Entleerung zu rächen und sich für die Unerreichbarkeit des Wertes durch dessen Besudelung zu entschädigen, kurzum alles das an mir zu verrichten, was solche Imbezille dann als meine Methode entlarven möchten. Aber es hat auch noch nie zuvor eine gegen mich verübte Schlechtigkeit ein solches Aufsehen und selbst bei jenen, die mir sonst jede Belästigung vom Herzen gönnen würden, so sachliche Erbitterung erregt. Es war, als ob die mir verdankte und nie gedankte Erkenntnis, daß das Machtmittel der Druckerschwärze dem bösen Willen hörig und der Gemeinheit verpflichtet sei, einmal doch exemplarisch erfaßt wäre, und war es schon vorher kaum möglich, das antimoralische Phänomen der journalistischen Existenz deutlicher als an der über ganz Mitteleuropa verzweigten Tätigkeit eines Stephan Großmann darzustellen, so schien hier noch tief unter den Tiefpunkt hinuntergegriffen und man ermaß die Möglichkeiten eines Journalismus, innerhalb dessen eben alles möglich ist, das Blaue vom Himmel heruntergelogen werden kann, damit die Hölle weiß erscheine, und einem Stephan Großmann gewährt ist, selbst einen Stephan Großmann zu übertrumpfen.

Wäre das Problem hier nicht die Selbstverständlichkeit, daß, je größer die Niedertracht ist, umso bereiter die journalistische Gelegenheit, sie auszuüben — also die nur von der Sensation

Dabel verfolgt Bosel immer konsequent einen Gedanken, den er an der Flamme seines großen Ehrgeizes erwärmt. . . . Bosel, der Hellseherische und Suggestible, der Mann mit der empfindsamsten Haut, die sofort jeden äußeren Eindruck spürt, hat den Krieg, den Bolschewismus und die Inflation durchschaut. . . . Und er stellte sich an, bis die Reihe an ihn kam. Er ging nicht mit robusten Fäusten auf seinen Nächsten los, warf nicht den einen in die linke und den anderen in die rechte Ecke, sondern er schlüpfte überall sachte durch, bis er, ohne daß ihn jemand spürte oder von ihm verletzt wurde, ganz vorne stand. Dann reckte er sich erst empor und dann zeigte er, daß seine weiche Hand auch Krallen besitzt. . . . Bosel hat die halbausgeräumt gewesene Unionbank gewissermaßen neu möbliert und er hat sich Hochachtungserfolge auch bei jenen errungen, die ihn ursprünglich nur als einen bloßen Profitjäger betrachteten, der er niemals war, der er niemals sein wird.

1/2

Bosel ist an sich ein milder, gütiger Mensch, der mit inniger Zärtlichkeit an seinen alten Freunden hängt, die, wie er sagt, mit ihm noch dritter Klasse gefahren sind, ehe ihm die erste Klasse und der Salonwagen offen standen. Im Grunde seines Herzens verachtet er das Geld, dem die andern so nachjagen/und freut sich nur der Macht, die an diesem Gelde hängt, und der Kombinationsfülle, die es erlaubt. Bosel führt ein asketisches Leben, er arbeitet 14 bis 15 Stunden im Tag, er gönnt sich weder Mittag- noch Abendpausen und ist eigentlich immer ein Gehetzter und Gemarterter, ein Sklave seiner unaufhörlich strömenden Einfälle.

1/1

~~Das erinnert mich an einen andern.~~

Sein Arbeitszimmer ist eine Mönchszelle und sein Gott ist das Geschäft, das man und mit dem man sich abschließt.

Handwritten scribbles

~~Nein, das erinnert mich doch nicht.~~

Neben Castiglioni und Bosel verblässen die übrigen jungen Reichen, die Ehrenfests und Regendanz, die angeblich reichsten Bankdirektoren, die Kuffners und Kufflers, die reichen Kaufleute, die Hafners und Cypruts, die großen Spekulanten. Aber auch deren Lebensweg war in den letzten Jahren zinnlich einfach und unverschnörkelt, auch sie hatten nur das Gegenteil getan. Und wenn man wüßte, was dieses Gegenteil ist, dann könnte man auch die Frage beantworten: Wie wird man reich? Da wir aber alle im Nebel wandern müssen und erst am nächsten Morgen erkennen, wo wir stehen, so bleibt diese Frage immer unser steter Begleiter und narrt und foppt uns unser Leben lang.

Kaufen oder verkaufen? . . . Und sehen, daß wir nichts wissen können. Der eine hat den Stephans-turm überflogen und wird Wien hinauftragen zu den Sternen; der andere schließt sich mit seinem Gott ab und geht nie auf der Luft: nach Erkenntnis ringen sie alle. Faust ist/ein kleiner Spekulant und es möchte kein Hund so länger leben wie er. Und wie der Mensch, der diese Dinge erlebt!

Handwritten scribbles

unterhält als der Herausgeber eines Konkurrenzblattes des »Roland von Berlin« und daß er lieber als der letzte Wiener untergehen wolle, ehe er zugäbe, daß seine Administration sich einem deutschen Buchhändler anbietet und eine Offerte schreibt, wie sie jener, sich berufend auf seinen »Kauf von Fackeln« und in der Absicht, an deren Wiener Verbreitung zu schmarotzen, eigenhändig geschrieben hat. Aber was alles weiß nicht dieser Grobmann, dessen Ausdruck die Fülle von Verlogenheit gar nicht fassen kann, die er ihm zumutet, und der darum Gefahr läuft, daß der Leser ihm so wenig glaubt wie er selbst — was weiß er nicht alles vorzuspiegeln, um die Geste zu retten, deren Zweifelhaftheit durch mich so außer allen Zweifel gesetzt wurde. Diese unwiderstehliche Ostentation von Pöbel und Plebe, dieses maximum en effort zu einem minimum en effet, dieser volle Einsatz von Nebbich und Nichts, den ich als das Kennzeichen des Mausl-Typus dargestellt habe und den die undankbare Heimat mit einem »Geistig denn nicht!« ablehmt, zeigt ihn in der Rolle des geistig wie räumlich von mir distanzirten Weltbürgers, dem »Bekannte, die aus Wien kamen«, erst »erzählen« mußten, »der Fackel-Kraus« habe zwanzig Seiten über ihn geschrieben. Wieder einmal wird ihm das zuge tragen. Grobe haben eben immer Ohrenläser. Und keiner von ihnen wollte ihn mit der Zusehung des Heftes belästigen, offenbar in der Gewißheit, daß er es eh schon gelesen haben wird; oder sie wollten es, weil die Post jetzt so unzuverlässig ist, doch aufschreiben, bis sie einmal selbst nach Berlin kämen, hatten aber dann vergessen, das Heft mitzunehmen. Beschafft hat er es sich darauhin natürlich nicht, aber schon die beiläufige Kunde regt ihn zu einem Artikel an, von dem ich wetten möchte, daß das Neue Wiener Journal zu anständig war, ihn zu drucken, und der deshalb nur in einem Montagsblatt, das den Stephan Grobmann mit Recht seinen geschätzten Mitarbeiter nennt, erscheinen konnte. Er hat also die zwanzig Seiten — man hat ihm die Zahl genau angegeben — nicht gelesen und vermutet deshalb fälschlich, sie seien die Antwort auf den »Nasenstüber von etwa 50 Zeilen«, mit dem er sich »begnügt« hatte. Hätte er sie gelesen, so wüßte er, daß nur knapp zwölf davon die Antwort sind, die ersten acht aber vor dem Nasenstüber geschrieben